

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 24.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Gautschi.

28. Fortsetzung.

### 25. Kapitel.

Die Griechen haben in ihrem schönen Mythos aus der Vereinigung von Amor und Psyche die Freude geboren werden lassen.

Wie dort so hatte sich auch hier mit der Verbindung Elsas und Arnolds das höchste Gesetz, die wahre Einheit von Natur und Geist vollzogen, und eine gesunde Sinnlichkeit vereinte sich bei ihnen mit dem entzückenden Bewußtsein von dem Inhalt und Wert des andern.

Auch dieser Verbindung war die Freude entsprossen, die ihnen alles verschönte, die sie selbst verklärte. Ihr Blick, ihr Kuß, ihr Denken und ihr Wort atmete Freude.

So genossen sie in diesen Tagen, die sie zusammen hier verlebten, die wahre Realität des Seins und in ihren Herzen war eine solche Summe von Glück aufgespeichert, daß sie verschwenderisch damit die Zukunft schmückten. Sie lachten der Sorge und all der Feindseligkeit, die sie umgab.

Was konnte ihnen geschehen, was konnte man ihnen anhaben!

Sie hatten ja sich und das allumfassende Prinzip, Leben und Lieben war ihnen gesichert.

Sie fühlten sich gesund, stark und gestärkt, um gemeinsam in den Kampf des Lebens einzutreten. Man konnte sie trennen für kurze Zeit, sie blieben geeint für immer.

Sie sagten sich das nicht, aber sie wußten es. Der Streiter und Politiker war in Arnold in diesen Tagen nicht zu Wort gekommen, nur der leidenschaftlich Liebende, der künstlerisch Empfindende, der, somit alle Wonnen sich noch erhöhende, beseligte Mensch. Der vierte Tag ihres gemeinsamen Aufenthaltes neigte sich zu Ende.

Sie waren in dieser Zeit fast immer auf dem Berg geblieben, hoch oben am Sarstein in köstlicher Einsamkeit.

Die Nächte waren lind und lau gewesen, die Sterne funkelten in ihrem hellsten Glanze, und die Tage waren wolkenlos schön.

In diesem reinen, sonnigen Aeter konnte die volle Brust frei atmen, sich ausströmen in lautem lachenden Jubel. Ihre Seligkeit war ja viel zu groß, zu weit, zu lieblich, um sie in das verschlossene Haus zu tragen und in vier Wände zu schließen.

Hier oben konnten sie sich eins fühlen mit allem Lieben und Leben in der Natur; und sie grüßten die Gräser, deren zarte Palme im Winde sich gegeneinander neigten, und sie weideten sich an der herrlichen Alpenflora, deren Blumen weite Flächen bedeckten, und durch ihr Aroma und ihre Farbenpracht ein Heer von Schmetterlingen lockten. Und sie grüßten den Sonnenstrahl, der all die bunte Pracht vergoldete, und sie lächelten dem huschenden Wolkenschatten zu, der auf Augenblicke das Licht verdrängte, um es nur desto heller wieder aufleuchten zu lassen. Und mit den Vögeln sangen und jubilirten sie in die Luft hinaus, und scherzten und kosteten wie diese.

Des Abends, bald nach der Dämmerung, kamen sie dann gewöhnlich gegen den See herab, und hier erwartete sie Eva, die Lebensmittel brachte und ihren Verkehr mit Georg und Gerta vermittelte. Gerta hatte geschrieben, daß sie am Donnerstag Abend von Wien hier eintreffen werde. Eine ansehnliche Summe war flüssig gemacht worden, und sie überbrachte das Geld und die Dokumente, deren Elsa bedurfte.

Die jungen Gatten wollten noch an diesem Abend ihre Reise antreten. Sie wollten in der Schweiz eine bürgerliche Ehe eingehen, welche vor dem Gesetz alle Giltigkeit hat.

Auch Valentin wurde erwartet. Gerta war beauftragt, ihm das versprochene kleine Kapital einzuhändigen; er sollte dann von seiner Eva Abschied nehmen für lange Zeit.

Arnold und Elsa befanden sich jetzt in der Villa; sie hatten ihre letzten Vorbereitungen für ihre Gebirgstour zu treffen.

In dem großen Mittelzimmer waren die lang geschlossenen Fenster geöffnet worden, um der Luft und dem Licht wieder freien Zutritt zu gewähren.

Gerta sollte mit der Familie Frieder hier ihren dauernden Aufenthalt nehmen; die Villa durfte wieder als bewohnt angesehen werden. Der Abreise so nahe und durch ihr Glück in übermüthige Verwegenheit versetzt, war Elsa einmal auf den Balkon hinausgetreten, um nachzusehen, ob das Boot, das ihre gute alte Gerta bringen sollte, nicht schon unterwegs sei, und dies war der Moment gewesen, wo der Arbeiter Wosertl sie bemerkt hatte.

Jetzt war die Sonne im Begriff, hinter den Bergen hinab-

zusinken; Frau Gerta war noch nicht eingetroffen, aber sie konnte nicht länger zögern. Der Aufregung und Ungebuld Elsa gegenüber schien es indes, als zögerte sie schon zu lange. Elsa stand vor dem Spiegel, sie hielt ein weiches Filzküppchen in der Hand, das sie in der Mädchenzeit getragen, und das sie nun hervorgefucht, weil sie es für die Reise als passend erachtete.

Arnold nahm es ihr scherzend aus der Hand und setzte es ihr auf, aber viel zu schief, wie sie lachend versicherte.

„Weil du nicht einen Augenblick ruhig hältst,“ sagte er, indem er von rückwärts den blonden Kopf an seine Brust zog; er konnte nur das eine Mittel, unter dem dieser sich stille verhielt, und er wendete es an.

Aber sie machte sich in nervöser Unruhe bald wieder von ihm los.

„Ich kann es nicht erwarten, Arnold, bis wir den See, bis wir diese Berge hinter uns haben!“

„Undankbare, waren wir nicht hier so glücklich?“

Sie sah ihm still selig in die Augen.

„Nehmen wir denn unser Glück nicht mit? Ach, ich werde jubeln, sobald die Schweizer Berge in unseren Gesichtskreis treten; wären wir nur schon dort, Liebster, hätte ich dich nur schon in Sicherheit!“

Er schüttelte den Kopf, scherzhaft verweisend. „So darf meine mutige Frau nicht sprechen.“

„O, ich bin auf alles gefaßt, Arno, und du wirst mich immer stark finden, glaube es mir.“

Sie sagte es innig, mit plötzlichem Ernst. Seine Augen hasteten auf ihren Bügen, die ihr mutiger Ausdruck noch verschönte, mit einem Blick unendlicher Weichheit, unendlicher Zärtlichkeit.

Ahnte er, daß sein Weib dieses Mutes gar sehr bedürfen würde? Wie ein leiser Schmerz durchbebt es ihn, aber es ging vorüber; er gehörte wieder ganz der Gegenwart, der unmittelbaren, mit ihren Wonnen, mit ihrer das ganze Sein ihm erfüllenden Seligkeit. Und es war in ihm ein Schwelgen, ein Sichverfensen in Glück, ein Sichbaransättigen, das ihm jede Faser durchdrang. In all ihrer Schöne und Geistigkeit vermochte er die Geliebte zu erfassen, und er hatte ihr wahres Wesen in seinen Augen, in seinen Händen, und er konnte die einen und die andern, so schien es, nicht mehr von sich lassen.

Als sie sich jetzt wendete und nach einer Handtasche langte, die an einem Riemen hing, folgte er jeder ihrer Bewegungen und er legte jetzt selbst den Riemen ihr über Schulter und Brust, mit aller Sorgfalt darauf achtend, daß er sie nicht drücke.

Sie duldete es ein wenig verschämt, in keuscher Haltung.

„Soll ich den Plaid über den Arm werfen?“ fragte sie dann.

„Bewahre, dergleichen hindert, das können wir nicht brauchen.“

„Wenn es aber des Nachts kühl wird?“

„Kühl, in meinen Armen?“

„Und wenn es regnet?“ entgegnete sie in schelmischer Dp-  
position.

„Dann will ich dich schon hüllen; du mußt die Arme frei behalten.“

„Warum?“

„Weißt du es nicht?“

Aber sie wußte es, und sie slog ihm an den Hals und umschlang ihn mit beiden Armen.

In die selige Stille, die nun folgte, drang von außen das Geräusch von Ruderschlägen. Beide fuhren in die Höhe.

„Sie sind's, sie kommen!“ Es war ein Ruf der Freude, der Befriedigung, und Elsa, voll rascher Lebendigkeit, sprang gegen den Balkon hinaus, um nachzusehen.

In der Tat, ein Boot kam von Amsee herüber; es war dem Ufer schon ziemlich nahe. Sie erkannte Gerta und Eva und den kleinen Sepp, der das Ruder führte.

„Willkommen, willkommen!“ rief sie laut, und jubelnd winkte sie ihnen zu, mit beiden Armen. Auch die im Boot befindlichen grüßten gegen sie herauf.

In demselben Augenblick näherten sich, von der anderen

Seite des Sees kommend, eine Anzahl Rähne. Sie hatten sich dicht am Ufer gehalten, die Einbuchtung verbarg sie noch, aber der mehrfache Schlag ihrer Ruder wurde vernehmbar. Elsa hörte es nicht. Ganz Eilfertigkeit, ganz Freude, war sie in das Gemach zurückgetreten und rief nun Arnold zu, sich zu beeilen.

„Komm,“ rief sie, „komm, laß uns keinen Augenblick mehr zögern, wir fahren gleich hinüber.“ Sie nahm ihn bei der Hand, sie riß ihn mit sich fort. Sie eilten über die Stiege und traten aus der Tür des Hauses. Sich an den Händen haltend, liefen sie über den Wiesengrund dem Ufer entgegen.

Ein wirres und wildes Durcheinanderrufen mehrerer Männerstimmen traf ihr Ohr. Ueberrascht blieben sie stehen, fast versteinert, aber da sahen sie auch schon die Rähne heranschleichen, mit den darauf befindlichen Leuten, die jetzt auch ihrerseits die beiden erblickt hatten. Sie brachen in ein lautes tobendes Gallopp aus, in einen Ruf, so wild und bestialisch gleich dem, mit dem man den Fuchs aufstört, dem man nachsetzt und der nun umstellt ist, und gleichsam herausgefordert wird zum Widerstand, um so die Lust seiner Verfolger zu erhöhen und ihre gemeine Feigheit zu maskiren.

Und all die Männer schrieen in lauten und zornig rauhen Tönen durcheinander, kamen auch mit einander in Streit, weil sie alle gleichzeitig anlegen wollten, weil jeder der erste sein wollte, ans Land zu kommen.

„Geh ins Haus zurück, Elsa,“ gebot Arnold, sein Weib mit zärtlicher Gewalt von sich drängend, „schließ dich dort ein; ich will erfahren, was diese Leute wollen, aber du hinderst mich in der Bewegung.“

Sie aber warf sich an seinen Hals.

„Laß mich bei dir,“ flüsterte sie in bebender Bitte. Mehrere Bauern und Arbeiter mit roten erhitzten Gesichtern, mit Stöcken bewaffnet, waren aus den Boten gesprungen, in drohender Haltung stürzten sie herbei, aber da sprang mit einem Satz ihnen allen voran Pater Cölestin.

Seine Augen starrten wild, sein Gesicht war wie im Wahnsinn verzerrt.

Er hatte das Schreckliche mit angesehen; das Weib, das er mit der glühendsten Sinnlichkeit liebte, in den Armen eines andern Mannes getroffen, die mit Gattenzärtlichkeit schützend sich um ihren Leib legten. Alle Dual, die ein Menschenherz grimmig anfällt, alle Martern der Seele brachte ihm dieser Anblick. Er bedeutete Vernichtung für sich selbst, Vernichtung auch für diese anderen.

Ein Schrei entringt sich seiner Brust, als wäre sein Herz geborsten, dann wühlen die bleichen zitternden Hände die Waffe hervor, die er dort geborgen hat.

Die Männer kommen an ihm vorbei, in tobendem Ungestüm, die Stöcke geschwungen stellen sie sich dem Einzelnen entgegen, der in Notwehr sich befindend, den Lauf einer Pistole ihnen entgegen hält.

Aber Cölestin stößt die Andrängenden zurück, und wieder ist er der erste, und Aug in Aug steht er jetzt dem Gehafteten gegenüber, und — ihr. . .

Da — ein donnerndes Rollen, ein Druck und Fall, eine Erschütterung, die sich momentan ihren Nerven mitteilt, mit elektrischem Stoß sie durchfährt und ihre Körper wirft. Ein dumpfes Getöse poltert nach, Grauen erweckend, unbegreiflich.

Ein Schrei entringt sich all diesen Kehlen, dann stehen sie, die leichenfahlen Gesichter dem See entgegengewendet, wie eingewurzelt, regungslos und jede Brust ermangelte des Atems.

Hier war ein Schreckliches geschehen, ein Etwas, das mit ihrer Erfahrung nicht zusammenstimmt, das Echo war verklungen, man hörte nichts mehr. Aber eine schwarzgraue Staubwolke schwebte einem dichten Schleier gleich über den See herüber. Sie führte einen eigentümlichen Geruch mit sich, wie von zerriebenem Gestein.

„Der Berg — der Berg —“ kam es jetzt tonlos, in gequetschten unartikulirten Lauten von den zitternden Lippen der Männer. Ihre Augen starrten nach dem jenseitigen Ufer, ihre Arme breiten sich aus, als wollten ihre Sinne den Raum über-

brückend, hinüber reichen, um zu schauen, zu fühlen und helfend einzugreifen.

„Das trifft die Lahn,“ hatte Arnold gerufen.

„Die Lahn, die Lahn!“ tönte es ihm nach und, als hätte das Wort ihre Glieder gelöst, liefen die Männer einander stoßend und drängend, regellos in wirrem Durcheinander dem Ufer zu.

„Das ist beim Schieferbruch,“ stammelte Cölestin, dem die Pistole entsunken war, und der, wie aus einer Betäubung erwachend, nun gleichfalls den Rähnen entgegenstürzte.

„Gott erbarme sich ihrer!“ betete laut der Pfarrer und Pater Franziskus, die beide noch in den Rähnen geblieben waren und nun flehend die Hände zum Himmel hoben.

In dem Augenblick landete der Kahn, der von Amsee herüber gekommen war.

Der Wind, der sich erhoben, hatte ihn daher getrieben, und Sepp hatte endlich die Kraft gefunden, ihn gegen die Landungsstelle zu lenken.

Die Weiber saßen stumm und händeringend darin, jetzt erhoben sie sich wankend und leichenblaß bis in die Lippen.

Alles streckte ihnen die Hände entgegen, auch Arnold, sein Weib am Arme, kam herzu, um Gerta in Empfang zu nehmen.

„Helst, rettet!“ rief Eva, die zuerst die Sprache wiedergewunden, „der Berg — habt ihr gesehen — abgestürzt — eine große, große Masse — gegen die Lahn — mein Vater!“ Sie fiel halb ohnmächtig Elsa in die Arme.

„Gegen die Lahn — verschüttet, verschüttet — die Armen — mein Gott, mein Gott!“ So schrieten und jammerten in verzweiflungsvollen Tönen und händeringend alle durcheinander.

„Wir müssen hinüber!“ rief Cölestin jetzt mit Mannesstimme.

„Sofort,“ bestätigte Arnold, eben so kräftig, „und was Menschen vermögen, das soll geschehen.“

„Das soll geschehen, ja, ja, wir bringen ihnen Hilfe,“ riefen alle gleichzeitig, und die Männer sprangen in die Rähne, und voll Haß, in peinigend bebendem Mitgefühl suchten ihre zitternden Hände sie loszumachen, während andere die Ruderstangen erfaßten.

Keiner von ihnen, kein einziger gedachte mehr der Veranlassung, die sie hierhergeführt, und Elsa und Arnold erinnerten sich nicht mehr der Gefahr, in der sie soeben noch geschwebt hatten. Hinweggetilgt war jeder persönliche Groll und jede Empfindung von Gehässigkeit vor diesem großen Unglück, das ihre Mitmenschen getroffen, vor diesem allgemeinen Leid, das ihr Mitgefühl bis auf den Grund des Herzens erregte.

Ein Sinn und ein Gedanke beherrschte sie, ein Gefühl erregte ihre Nerven und zwang sie zu gemeinsamem Handeln.

Hier offenbarte sich wieder der Urinstinkt der Menschheit, das natürliche Gesetz, das als Bewußtsein der Gattung auftritt.

Und dieses große soziale Gefühl der Zusammengehörigkeit aller, der Solidarität, trat auch hier, diesem allgemeinen Schmerz gegenüber, in sein erhaltendes, erhebendes und ewiges Recht.

„Nur schnell, schnell; vorwärts, vorwärts!“ erscholl es in ungeduldigstem Drängen rundum, in fiebernder Eilfertigkeit.

Arnold hatte sein Weib an sich gedrückt, es geküßt und war dann mit den anderen gegangen. Es galt kein Besinnen, kein Bedenken. —

Man hatte sich in den Rähnen verteilt; Arnold und Cölestin waren in dasselbe Fahrzeug gesprungen, und die Hände des jungen Priesters, die soeben noch in mörderischer Absicht sich gegen den erhoben, der ihm sein Glück für immer geraubt, beglücknet jetzt den seinen beim Abstoßen des Kahns, ohne zurückzuschauern.

Die Frauen standen am Ufer.

„Nimm mich mit, Arnold,“ flehte Elsa mit gefalteten Händen. Auch Eva bat sie mitzunehmen.

Man antwortete ihnen nicht, die Männer arbeiteten mit aller Kraft um vorwärts zu kommen und von den starken Armen getrieben schwammen die Boote in den See hinaus, dem Orte entgegen, dem sie Hilfe bringen wollten.

Die alte Gerta hatte Eva, die in lautes Weinen ausbrach, beschwichtigend an sich gezogen und führte sie ins Haus, Sepp, der die Taschen und einen Handkoffer aufgeladen, folgte ihnen dahin.

Elsa blieb unbeweglich am Ufer und sah den Booten nach, die immer kleiner erschienen und dem bedrohten Orte immer näher kamen. Ihr Herz war schwer zum Berspringen, ihre Lippen zuckten und große heiße Tränen liefen die blassen Wangen hinab.

Warum hatte er sie nicht mitgenommen, wie hatte er sie nur von sich weisen können! Erscheint denn die Frau auch dem Manne, der sie liebt, als eine Ueberflüssige, wo es gilt mutig zu sein und tatbereit? Haben wir nicht auch Arme, zu helfen, zu retten und anderen beizustehen? Ist nicht in unserem Herzen ein Born von Liebe? Ihr dünkt, als erstünden ihr Riesenträfte, als könne sie alles tun und wagen, sobald sie nur wieder an seiner Seite stünde, als gäbe es da für sie nicht Tod und Verderben. Aber hier in Untätigkeit und Dual verharren, in der furchtbaren, verzehrenden Angst um den Geliebten —! — O, wenn sie es doch wüßten, die Männer, zu was sie uns verdammten in ihrer zärtlichen Sorge um uns — es ist schlimmer als Tod, denn es ist verlängerte, sich fortspinnende Todesqual!

Die Boote waren gelandet — sie sieht sie nicht mehr. Ihr Geliebter war dort, wo ihm in jedem Augenblick Verderben drohte — sie konnte nicht hier bleiben, es war unmöglich. Sie konnte nicht leben ohne ihn, sie wollte es nicht. Aber sie hatten alle Fahrzeuge mitgenommen, auch das von Eva. Da erinnerte sie sich des Bootes, das sie vor vier Tagen hierher gebracht, es mußte sich noch in der Schiffshütte befinden.

Sie eilte dahin, sie fand es und machte es los. Sich keinen Augenblick besinnend, brachte sie es heraus, trieb es vorwärts, und mit kräftigen Ruderschlägen den See schräg durchschiffend, nahm sie die Richtung der Lahn entgegen.

Das Landen wurde ihr nicht leicht.

Der gewöhnliche Landungsplatz war überfüllt mit Rähnen, sie mußte versuchen seitwärts anzulegen. Hier aber schoß der Waldbach mit rasender Gewalt zwischen den engen Dämmen in den See hinaus. Durch die letzten Regengüsse hoch angeschwollen, kam sein Niveau fast dem des Dammes gleich, und in seinem tosenden Jähren Fall führte er Steine mit sich, die er vor sich her schleuderte und weit hinaus in den See.

Der Wirbel, der hierdurch im Wasser erzeugt ward, drehte ihr das Schiff immer wieder herum. Ihrer Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit gelang es endlich doch, dasselbe hinüber zu bringen, und sie landete links vom Waldbach.

Sie lief den Strand hinauf und sah sich um. Nichts Ungewöhnliches zeigte sich hier ihrem Blick.

Hübsch und friedlich, wie immer, lag die kleine Ortschaft, eingebettet zwischen den hohen Wänden des Salz- und Plattenberges, der erstere von dem hohen Blaffen noch überragt. Aber Elsas Augen wandten sich zagend dem Plattenberg zu, der ihr zur Linken sich erhob, und forschend suchte sie hier die Abbruchsstelle. Sie war im Schatten und nichts davon zu merken. Der Berg zeigte die gewöhnliche Form, und er sah so fest und unzerstörbar aus in seiner kompakten Masse und Gewaltigkeit.

Die Sonne war hinter dem Salzberg längst hinabgesunken, aber jetzt leuchtete die Kuppe des Plattenberges und die ganze Kette der sich daran schließenden Bergespitzen plötzlich auf in einem zarten Rot. Und immer höher und intensiver wurde das Glühen; ein überaus schöner und erhebender Anblick, ganz geeignet, Frieden und Beruhigung zu bringen in ein verstörtes Gemüt.

Elsa atmete auf.

Es konnte doch nur ein kleines Stück des Berges sich abgelöst haben, das Abrutschungsgebiet war begrenzt, und wenn auch einige Hütten zerstört worden, Menschenleben waren vielleicht nicht zu beklagen.

Sie lief weiter ins Tal hinein.

Aber da kamen ihr auch schon Weiber und Kinder entgegen; sie raunten hierhin und dorthin, planlos und ohne Besinnung

wie es schien. Händeringend kam hier ein altes Mütterchen aus dem Hause, und nachdem sie nach dem Berge gesehen, lief sie in eine andere Hütte wieder hinein.

Je weiter Elsa kam, um so deutlicher zeigte sich ihr die allgemeine Bestürzung und Verwirrung. Schreiend riefen die Leute einander Befehle zu, erteilten Aufträge und Warnungen, die nicht gehört wurden, dazu die heulenden Kinder und blöfenden Heerden, die, ebenfalls erschreckt, sich nicht zusammenhalten ließen und dem See entgegenjagten.

Mütter setzten ihre Kleinen auf den Boden und stürzten

noch einmal zurück, ein Stück Bettzeug zu holen oder ein altes Möbel, das sie nur mühsam zu schleppen vermochten, und das sie nun nebst dem Kinde sich aufzuladen versuchten.

„Laßt das Zeug zurück,“ rief ihnen Elsa zu, „flüchtet mit den Kindern, bringt sie zuerst in Sicherheit, sie taugen hier nichts.“

Sie selbst lief immer vorwärts, und als sie jetzt hinter einer Gruppe von Häuschen und Gebüsch hervortrat, hatte sie den freien Ausblick in das Thal und vermochte das Absturzgebiet vollständig zu übersehen.

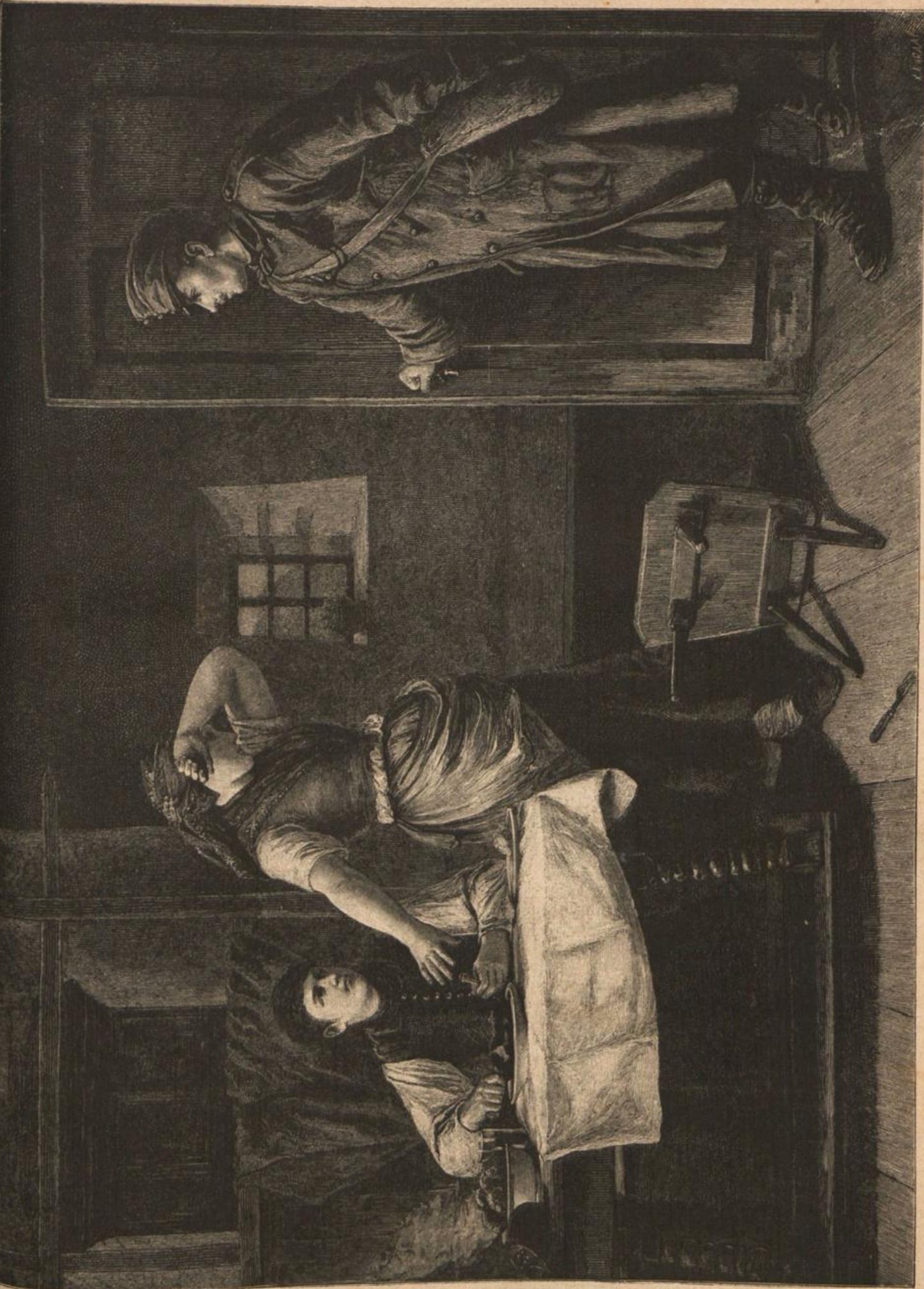
(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Leben fremder Völker.

Etnographische Skizze von Ewald Paul.

Wir leben in einer Zeit, die es sich angelegen sein läßt, das Nahe mit dem Entfernten zu verbinden und das Unbekannte bekannt zu machen. Was uns früher fern lag, ist uns heute nahe gerückt, was man nicht kennt, sucht man mit größter Ausdauer zu erforschen. Schon ist es dahin gekommen, daß eine Reise um die Welt, die früher als ein bewundernswertes, großartiges Unternehmen galt, heute als Vergnügungstour betrachtet wird und von jedem, der den Drang dazu fühlt und die nötigen Mittel besitzt, unternommen werden kann. Afrika, Asien und Amerika erreicht man in wenigen Tagen und auch die ferner liegenden Punkte unserer Erde werden uns durch die großartigen Fortschritte, die der Menschengestalt Tag für Tag, ja Stunde für Stunde aller Orten macht, immer näher gerückt. Eine große Schaar wackerer Männer hat sich die Aufgabe gestellt, die uns noch fremden Länder zu erforschen und schießt von allen Seiten ihre einzelnen Glieder hinein in die unbekannten Gegenden, unter unbekannte Völker. Jeder derselben sucht das Seinige zu dem Aufbau eines großen Gebäudes der Länder- und Völkerkunde beizutragen, und so mag es denn eines Tages kommen, daß wir mit Bewunderung vor dem vollendeten Riesenbau stehen. Auch die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Kunde, die uns über fremde Völker zusammengetragen ist — sie bietet nichts Vollständiges, aber sie bricht einige besonders der Beachtung werthe Steine aus dem bis jetzt zusammengefügtten Bau heraus — oder mit anderen Worten: sie sammelt einige der interessantesten Tatsachen aus dem Leben fremder Völker und stellt sie dem Leser vor, so sein Interesse fesselnd und ihn zur weiteren Beobachtung des Aufbaues, zur Nachforschung auf diesem Gebiete anregend. Ich will also etwas aus dem Völkerleben erzählen und greife des Reizes halber in die entferntesten Gegenden, Gutes und Böses auf meiner Suche aufstöbernd, vor allem aber mit dem Geistesleben beginnend. Die Fähigkeiten der Neger und Indianer auf diesem Gebiete sind bekannt, freilich auch ihre Schwächen. Von den Arawaks in Südamerika erzählt Hilt House: Wo ein Europäer überhaupt keine Spur entdecken kann, da vermag ein Indianer die Fußtritte einer beliebigen Zahl von Negern nachzuweisen und genau den Tag anzugeben, an dem sie vorüber gingen. Die auf den Philippinen lebenden Tagalen vermögen durch Verriechen der Taschentücher zu erkennen, wem dieselben angehören. Verliebte tauschen daher beim Abschied Wäschestücke aus, um daran während der Dauer der Trennung den Geruch des geliebten Wesens einzuschlüpfen. Gering ist dagegen das Urteilsvermögen der Naturmenschen. Bates schreibt z. B. über den brasilianischen Indianer: „Ich glaube, er denkt an nichts anderes als an Dinge, die unmittelbar seine täglichen Bedürfnisse betreffen.“ Ausnahmen trifft man freilich auch, aber diese sind unbedeutend und kommen fast nur bei den sogenannten zivilisirten Wilden vor. Was aber diese Zivilisation zumeist bedeutet, geht zur genüge aus dem folgenden Gespräch hervor, das der Engländer J. Smith mit dem „zivilisirten“ Negerkönig Poppel führte. Smith erzählte: „Ich nahm jede Gelegenheit wahr, mit ihm über Gott und Religion zu sprechen. Eines Tages sagte ich

auch zum Häuptling: Was habt Ihr getan, König Poppel? — ‚Das selbe wie Ihr; ich danke Gott.‘ — Für was? — ‚Für alles Gute, das Gott mir sendet.‘ — Habt Ihr Gott schon gesehen? — ‚Sch! Nein! Ein Mensch, der Gott sieht, muß sogleich sterben.‘ — Werdet Ihr Gott sehen, wenn Ihr sterbt, König Poppel? — ‚Das weiß ich nicht. Wie kann ich das wissen? Denke gar nicht daran und will auch über diesen Gegenstand gar nichts mehr hören.‘ — Weshalb denn nicht? — ‚Das geht Euch nichts an, und Ihr habt auch nicht darnach zu fragen, denn Ihr seid hierher gekommen, um Handel zu treiben.‘ Poppel wird jetzt immer aufgeregter, denn Smith hat vom Tode gesprochen und das ist seine schwache Seite. Endlich geberdete er sich heftig, sein Antlitz zeugte von wildem Grimm, und er fuhr dann mit den Worten heraus: ‚Wenn ich Gott hier hätte, so würde ich ihn auf der Stelle totschiagen.‘ — Ihr möchtet Gott totschiagen, König Poppel? Ihr schwazt wie ein Verrückter, Ihr könnt Gott nicht totschiagen. Aber angenommen, Ihr könntet ihn umbringen, dann würde ja alles gleich aufhören, denn er ist ja der Geist, welcher das Weltall zusammenhält. Er kann aber Euch töten. — ‚Ich weiß, daß ich ihn nicht totschiagen kann, aber wenn ich ihn totschiagen könnte, so würde ich das tun.‘ — Wo lebt Gott? — ‚Dort oben‘ (er zeigt auf den Himmel). — Aber weshalb möchtet Ihr ihn denn totschiagen? — ‚Weil er die Menschen sterben läßt.‘ — Aber, mein guter Freund, Ihr möchtet doch nicht ewig leben? — ‚Ja, ich möchte immer leben.‘ — Aber nach und nach werdet Ihr alt und schwach, wie jener Mann dort. (In der Nähe stand ein blinder, abgemagerter Mensch.) Ihr werdet lahm und taub werden wie dieser, und blind obendrein, und habt kein Vergnügen mehr auf der Welt. Wäre es nicht besser, Ihr stürbet vorher und machtet Euren Sohn Platz, wie Euer Vater Euch Platz gemacht hat? — ‚Nein, das will ich nicht, ich will bleiben, wie ich bin!‘ — Aber bedenkt doch; wenn Ihr nun nach dem Tode an einen Ort kämet, wo es schön und herrlich ist und — König Poppel fiel mir ins Wort: ‚Davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht; ich weiß, daß ich jetzt lebe, ich habe sehr viele Frauen, viele Nigger (Skaven) und Kähne; ich bin König und viele Schiffe kommen in mein Land. Weiter weiß ich nichts; aber am Leben bleiben will ich.‘ — So, das war König Poppels Antwort und weiter wollte er nichts mehr hören. Die meisten Naturmenschen vermögen gar nicht einmal eine so lange, noch dazu Denkanstrengung fordernde Unterhaltung zu führen. Sie werden, wenn man sie auszufragen sucht, bald ungeduldig, klagen über Kopfschmerzen und zeigen völlige Unfähigkeit, gründlich nachzudenken. Interessant ist es auch, was uns der englische Antropologe Galton über die Damara-Neger mitteilt. „Sie sind in großer Verlegenheit, sobald sie (beim Zählen) über fünf kommen, weil ihnen keine andere Hand übrig bleibt, um die Finger zu erfassen und festzuhalten, die zum Zählen der Einer nötig sind. Trotzdem verlieren sie selten einen ihrer Ochsen; es ist aber nicht die Verminderung der Zahl ihrer Heerde, wodurch sie den Verlust eines Stückes entdecken, sondern die Abwesenheit eines ihnen bekannten Gesichts. Wenn man mit



Der heimkehrende Soldat.

ihnen handelt, so muß für jedes Schaf besonders bezahlt werden. Nehmen wir z. B. an, zwei Tabakrollen seien der Tauschwert für ein Schaf, so würde es einen Damara jämmerlich verwirren, wenn man ihm zwei Schafe nehmen und ihm dafür vier Rollen geben würde.“ Ein Vorfall, der vor nicht langer Zeit passirte, und für die Denk- und Handlungsweise der Naturmenschen charakteristisch ist, soll hier plaz finden. Ein nach Südafrika ausgewandeter deutscher Arzt hatte seine alten Ulanenuniformen mit hinübergenommen, um sie zur Bekleidung seiner Diener zu verwenden. Ein schwarzer Barolong, der als Kutscher in den Dienst jenes Arztes getreten war, erhielt eine prächtige Ulanenuniform als Galauniform, die ihm nicht wenig Freude bereitete. Plötzlich verschwindet der brave Barolong mit seiner Uniform, aber ohne Mitnahme seines rastirenden Lohnes von etwa achtzig Mark. Die Sache schien unerklärlich, bis endlich ein aus dem Innern kommender Händler Licht hineinbrachte. Der Barolong hatte eines Tages von seinem Herrn einige Ohrfeigen hinnehmen müssen und die Drohung, daß er bei weiteren schlechten Streichen aus dem Dienst entlassen werden würde. Aus Furcht, daß die Drohung sich bewahrheiten und sein Herr ihm dann die schöne Uniform abnehmen möchte, war er lieber gleich so durchgegangen, freilich zu seinem Unglück, denn als er in voller Pracht in sein Heimatdorf einzog, teilte man allgemein seinen Geschmak und der Häuptling bat sich sogar die Ulanenuniform zum Geschenk aus, was ihm natürlich nicht gewährt wurde. Da wußte sich denn der Herrscher jenes Stammes in seinem Trachten nach dem bunten Rock nicht anders zu helfen als dadurch, daß er den Ausreißer totschlug und ihm so den umvorbenen Gegenstand mit Gewalt abnahm. Außerordentlich mächtig ist bei den Naturmenschen das Freiheitsgefühl vorhanden. Peschel gibt in seiner Völkertunde u. a. darüber folgendes Beispiel:

„Ein junger Botokudentknabe wurde von einer brasilianischen Familie in Bahia erzogen; er besuchte die Gymnasien, die Universität, erwarb sich das Doktordiplom und praktizierte eine zeitlang als Arzt in Bahia. Eines Tages verschwand er, und nach Jahren erhielten seine Pflegeeltern die sichere Kunde, daß er Kleider und Erziehung abgestreift habe und nackt mit seiner Horde in den Wäldern umherstreife.“ Wir sehen also, daß der Freiheitstrieb allen Völkern, selbst den am tiefsten stehenden, innewohnt und nur wenige machen eine Ausnahme, unter ihnen die schon erwähnten Damaras, welche die Sklaverei vorziehen. Ein den meisten Wilden anhaftendes Merkmal ist ihre Trägheit. Ein Zulbekönig, dem der Franzose Lambert Bownürse wegen Zögerns in der Ausführung seiner Versprechens machte, sagte darauf: „Ich schäme mich, daß ich dich so lange zurückgehalten habe und weiß wohl, daß Euer Gouverneur gegen meine Untertanen ganz anders verfahren würde. Aber wir gehen nun einmal ganz anders zu Werke; bei uns geschieht alles langsam.“

Der selbe Forscher erzählt uns auch ein Hörtörchen von der Naivität der Schwarzen, das höchst ergötzlich ist. Er war nämlich während seiner Krankheit von der jüngsten Frau des Herrschers, den er besucht hatte, gepflegt worden und frug nun, ob er ihr irgendwie danken könnte, worauf ihm dieselbe erwiderte, daß ihr, der Frau eines Herrschers, der über ein paar Millionen Seelen gebietet, nichts so angenehm sein würde, als — ein Paar Schuhe. Zufällig hatte Lambert den Gegenstand ihres Wunsches und übersandte ihr solchen, aber siehe da, das Geschenk hatte weitere Folgen, denn die drei anderen Frauen des Almamy wollten ebenfalls dergleichen schöne Fußbekleidung haben und intriguirten so lange, bis ihnen unser Gewährsmann ganz ernsthaft Maß nahm und versprach, die Schuhe zuhause anfertigen zu lassen. Ja selbst der Herrscher fing sich in Fallstricken und gab Lambert zu verstehen, wie sehr ihm blanke Lederstiefel gefielen.

Was das Essen der wilden Menschen angeht, so finden wir da alles Mögliche und Unmögliches. Man ist in China als Delikatesse Froschlai, Vogelnester und faule Eier, in Grönland Seehundfleisch, Renntierfleisch und Walfischschwanz, alles versauert. Die Araber genießen mit Vorliebe Fett und viele unter ihnen schlürfen jeden Morgen vor dem Frühstück einen Napf

voll geschmolzener Butter durch Mund und Nase ein. In Afrika ist man allerlei Fleisch, so das von Schlangen, Eidechsen, Würmern und schließlich auch Menschen, ja sogar auch Erde. Viele suchen sich das Ungeziefer aus den Haaren und verzehren es als Lederbissen. An vielen Orten Afrikas fehlt es freilich oft am Allernötigsten, z. B. am Salz, das als Lederei betrachtet wird. Will man sagen, daß jemand vermögend sei, so sagt man: „Er ist Salz zur Mahlzeit.“

Auch der Kleidung und des Schmuckes soll hier Erwähnung getan werden. Zwar ist erstere oft recht mangelhaft und laufen viele ganz nackt, ja selbst in dem Europa so nahe gelegenen Nordafrika, z. B. in Egypten, tragen die Erwachsenen selten mehr als ein langes Hemd, während die Kinder oft ganz nackt herumlaufen, dennoch soll auch die geringe Deckung oder Schmückung, deren sich die Naturmenschen für ihren Körper bedienen, inbetracht gezogen werden. Die primitivste Kleidung ist der aus Blättern, Federn und Fellen gebildete Lendenschurz der Afrikaner, ebenso der bei den meisten Naturmenschen vorhandene Kopfschurz aus Federn. Ein Fortschritt auf dem Bekleidungsgebiete ist dann das Tragen des Felles irgend eines erlegten Tieres und schließlich das Tragen von Weinkleidern, welche Sitte sich von Europa aus auch nach Nordafrika und Asien verbreitet hat. Inbezug auf Verschönerung ihres Körpers haben die Wilden höchst sonderbare Ansichten. Die einen halten das gräßliche Beschnüren des Gesichtes für schön, die anderen das Spitzschlagen der vorderen Zähne — was obendrein den Vorteil gewährt, daß man seinem Gegner beim Ringen besser in den Arm beißen kann — und wieder andere begnügen sich mit einem roten Kleck auf der Nasenspitze, diesen als die vortrefflichste Verzierung betrachtend. Viele sind grausamer und durchbohren sich Nase, Lippen und Ohren, um verschiedene Zierraten, so Stäbe und Platten hineinzubringen. Von den Bewohnern der Marshallinseln erzählt Chamisso, daß sie sich das Ohrläppchen über den Kopf zu ziehen vermochten, eine Folge des von früh auf getragenen schweren Behanges. Daß die Ohrläppchen auf die Schulter herabhängen, findet man bei vielen Naturvölkern. Auf den Philippinen hat man sie derart durchbohrt und gezogen, daß ein Arm hindurchgesteckt werden kann. Viele mißhandeln ihre Nase durch Verlängern und Schmalbrücken derselben, andere drücken sie platt, da sie eine lange Nase als entstellend ansehen. In Afrika ist bei den Weibern das Durchbohren der Lippen sehr im Gange. Von frühester Jugend an erweitert man die Lippen, bis man talergroße Platten aus Kupfer, Horn u. dergl. hineinzuzwängen vermag und so entsteht ein Lippenpaar, das einem Entenschnabel sehr ähnlich sieht, namentlich wenn die Frauen zu sprechen anfangen und so die schwer behängten Lippen zusammenklappen. Recht eigentümlich ist das Verhältnis zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern, die bei Naturvölkern meist auf sehr gespanntem Fuße leben, also ungefähr wie bei uns. Bei etlichen Stämmen Südafrikas darf die Frau ihren Schwiegervater nicht ansehen oder seinen Namen aussprechen. Ebenso meidet auch der Mann seine Schwiegermutter. Vielsach sucht er sich einen anderen Wohnort, nur um seiner Schwiegermutter nicht in den Weg zu kommen.

Auch in Amerika und Australien ist das Verhältnis ein ähnliches. Aus Australien berichtet z. B. Stanbridge: „Die Schwiegermutter erlaubt unter keinen Umständen, daß ihr Schwiegersohn sie ansieht; ist er in der Nähe, so versteckt sie sich, und bei ihren Ausgängen macht sie große Umwege, wenn sie weiß, daß er ihr begegnen könnte; auch bedeckt sie sich sorgfältig mit ihrem Mantel.“ Interessant ist die Art, in der man sich bei den Wilden begrüßt. Puchta erzählt von seiner Reise in Innerafrika, daß ihm ein Häuptling der Niambara ins Gesicht spie — und das galt als hohe Auszeichnung. In Hindien hat man die kriechendste, phrasenhafteste Begrüßungsart. Da nennt man sich einem zu Begrüßenden gegenüber „das Stäubchen auf der Fußsohle des heiligen Herrn der Barmherzigkeit“, „ich, das Häschen“, „ich, die kleine Bestie“ und sold' Unsinn mehr. Manche Südseeinsulaner legen bei der Begrüßung eines Höhergestellten Schmuck und Kleidung ab. Wie

man auf den Tongainfeln seine Ehrerbietung beweist, beschreibt Cook folgendermaßen: Kam ein Untertan, seine Huldbigung darzubringen, so hielt der Häuptling seinen Fuß empor wie ein Pferd, und der Untertan berührte die Sohlen mit seinen Fingern, wodurch er sich gleichsam unter die Fußsohle seines Gebieters stellte. Jedermann schien das Recht zu haben, auf diese Art seine Ehrerbietung zu beweisen, und zwar, so oft es ihm gefiel. Das hatte zur Folge, daß die Häuptlinge förmlich müde wurden, ihre Füße zur Berührung empor zu halten, und schon beim bloßen Anblick eines loyalen Untertanen Reißaus nahmen.“ Uebrigens sind auch die Araber und Türken sehr höfliche und

ehrerbietige Leute, denen eine große Zahl von Begrüßungsformeln zur Verfügung steht. Ost hörte ich in ägyptischen Bazars den Bewillkommungsgruß *Saláhm il Allah* oder *Nahardac said* („Gott zum Gruß“ oder „Gefegnet sei dein Tag“) u. dergl. und beim Abschied des Käufers *sarána el jikt* (Deine Rückkehr ist erquickender Regen).

Auch ich will jetzt Abschied nehmen von den freundlichen Lesern und werde mich freuen, wenn es darunter einige leichter belehrender Unterhaltung besonders Geneigte gibt, welche mein Wiedererscheinen auch als „erquickenden Regen“ betrachten möchten.

## Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheitsprozesse.

Von G. Ales in Zürich.

(Aus: „Nord und Süd“, 1884, Februarheft.)

Der Reiz, welchen die Betrachtung der Naturvorgänge auf den denkenden Menschen ausübt und der in der neueren Zeit zu vielseitiger Teilnahme der Gebildeten auch außerhalb der Kreise der Naturforscher geführt hat, beruht natürlich auf sehr verschiedenen Gründen. Einmal hat man der höheren Geistes- und Gemütsbildung einen wesentlichen Anteil an dieser hervorstechenden Eigenschaft modernen Lebens zuschreiben wollen, allein es hat große Zeitperioden höchster geistiger Kultur gegeben, in denen der Mensch teilnamlos denjenigen Naturerscheinungen gegenüberstand, welche jetzt jedermann bewundert. So ist es ja bekannt, daß unsere Alpen bis auf die Zeit Albrecht von Hallers eher ein Gegenstand des Schreckens waren, während sie jetzt der Wallfahrtsort aller mit Glücksgütern Gesegneten und die stille Sehnsucht Derer sind, welche das Schicksal in dieser Beziehung weniger begünstigte.

Wir wollen hier nicht die verschiedenen Motive darlegen, welche diese sommerliche Völkerwanderung veranlassen; es sind ihrer so zahlreiche, wie Sand am Meer, und würden wir jeden einzelnen dieser Wanderer befragen und seine Absichten und Gründe mikroskopisch untersuchen können, so erschauten wir wohl eine verwirrende Fülle einzelner Motive. Eines aber dürfte bei den meisten derselben vorhanden und in mehr oder minderem Grade maßgebend sein, das gesteigerte Interesse an den Naturvorgängen durch die tiefere Naturerkenntnis. Diese, eine Frucht der modernen Naturforschung, belebte die Natur und brachte sie unserem Verständnis näher, indem sie das Werden der Naturdinge und den Zusammenhang der Naturvorgänge klarlegte. Indem der sinnende Geist des Menschen allüberall den Spuren der wunderbarsten Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Natur begegnet, erhebt und vertieft ihre durch die Wissenschaft geläuterte Betrachtung das Gemüt, glättet dem Bekümmerten die Stirn und senkt auch in verderbte und schuldbeladene Seelen einen Strahl des Trostes.

So hat die moderne Naturforschung für Tausende und Aber-tausende das Gleiche geleistet, was die Glaubenslehre, die Religion, sich zur Aufgabe gesetzt. Es ist eine völlig unwahre Behauptung, eine Erfindung übereifriger Glaubensstreiter, daß die Naturforschung eine Feindin der Religion sei; im Gegenteil hat die Naturforschung die Grundlage der letzteren, indem sie das unumstößliche, gesetzliche Walten der Naturkräfte kennen lehrte, dem blinden Zufall jede Einwirkung auf Erscheinungen und Ereignisse absperrte und die Unvergänglichkeit jeder Leistung dartat.

Mögen auch große Gebiete der Naturvorgänge unsere Einsicht noch gänzlich verschlossen, andere kaum erst in ihren ersten Umriffen zugänglich geworden sein, so liegt doch kein Grund zu der Annahme vor, daß diese Gebiete anderen Gesetzen unterworfen seien, als den bekannten; im Gegenteil hat die Verwendung bekannter Naturgesetze mächtige Hilfsmittel zur Aufklärung unbekannter Vorgänge geliefert. Wir dürfen somit die wohlverdiente Ueberzeugung hegen, daß jedes Naturding, indem es den gleichen Gesetzen unterworfen ist, ein erreichbares Objekt

unserer Erkenntnis darstellt. Wir brauchen demnach nicht, auch den höchsten Problemen gegenüber, mit du Bois-Reymond ein demütiges „Ignorabimus“ (Wir werden nicht wissen) zu unterschreiben, sondern wir sind verpflichtet, die Methode der Naturforschung in dem ganzen Umfang des menschlichen Erkenntnisvermögens in Anwendung zu bringen.

Wenn ich nun auch in dieser Besprechung keineswegs beabsichtige, die höchsten und tiefsten Fragen, zu denen die Naturforschung anregt, zu behandeln, so schien es mir doch notwendig, die Bedeutung und die Wirksamkeit der gebotenen Hilfsmittel darzutun, bevor wir ihre Anwendung in einem speziellen Falle versuchen.

In keinem Zweige der Naturwissenschaften ist eine solche Erinnerung an die Gleichartigkeit der natürlichen Grundgesetze notwendiger als in der Pathologie, der Lehre von den Krankheiten. Aus dem praktischen Bedürfnisse erwachsen und lange Zeit demselben ausschließlich dienend, hat dieselbe erst spät sich auf den rein wissenschaftlichen Standpunkt erhoben, auf welchem nicht so sehr der unmittelbare Nutzen, als vielmehr die Aufklärung einer Naturerscheinung das Endziel der Forschung bildet. Aus diesem Grunde sind auch die Folgezustände krankhafter Prozesse, ihre Beziehungen zu anderen Erscheinungen im Tier- und Pflanzenleben noch keineswegs erschöpfend dargestellt worden, und soll hier der Versuch gemacht werden, die Wirkung derselben nach einer Richtung zu beleuchten, welche bisher noch wenig Beachtung gefunden hat.

Bevor auf diesen Gegenstand eingegangen wird, muß indes mit wenigen Worten das Wesen der Krankheitsprozesse erläutert werden, über welches vielfach unklare Vorstellungen bestehen. Daß dieselben nicht, wie man zuerst annahm, gleichsam persönliche Wesen darstellen, welche in dem normalen Organismus sich entwickeln und seinen Bestand bedrohen, ist selbstverständlich; ebensowenig aber genügen zu ihrer Erklärung die Lebensvorgänge des Organismus selbst. Eine Abweichung von dem Normalen in dem Bau oder der Leistung eines Teiles kann bestehen, ohne daß wir damit den Begriff der Krankheit verbinden; auch ein Blinder oder Lahmer kann sich der besten Gesundheit erfreuen.

In diesen Fällen ist die Krankheit, wie wir sagen, abgelaufen und hat bleibende Veränderungen hinterlassen. Der Vorgang, welcher zu denselben führte, dagegen, die Krankheit, ist ein Kampf des lebenden Organismus mit äußeren Schädlichkeiten. Da diese letzteren nun, wie die Forschungen der neuesten Zeit ergeben haben, vorzugsweise, in den weitaus wichtigsten Fällen organisierter Natur sind, dem Pflanzen- oder Tierreich angehören, so sind die Krankheitsprozesse im wesentlichen als Beispiel oder Einzelfälle jenes großen „Kampfes um das Dasein“ aufzufassen, welchem wir die Zerstörung, aber auch die Weiterentwicklung aller lebendigen Wesen verdanken.

Krankheit setzt sich demnach aus zwei verschiedenen Reihen von Erscheinungen zusammen, der krankheitsverregenden Einwir-

kung und den gegen dieselbe reagirenden Lebensvorgängen des Organismus; und zwar handelt es sich vorzugsweise um einen Kampf der Menschen mit den niedersten Organismen, die, an der Grenze von Pflanzen- und Tierreich stehend, von Häckel als Protisten bezeichnet wurden. Es sind dies die Urformen aller höher organisierten Geschöpfe, die ersten, welche aus dem unorganisierten Chaos hervorgegangen, sich allmählich zu den höchst-organisierten Geschöpfen entwickelt haben. Ihre Struktur entspricht dem Bau der tierischen Zellen, welche die höher organisierten Geschöpfe zusammensetzen, indem die Stäbchen und Kügelchen, aus denen sie bestehen, die chemischen und morphologischen Eigenschaften der Zellkerne besitzen, das körnige, oft kontraktile Plasma, in welchem jene gewöhnlich eingebettet sind, dem sog. Protoplasma der Zellsubstanz entspricht. Während der erste Teil dieser Anschauung wenig Widerspruch finden wird, dürfte der letzte, welcher allerdings auch nach meiner Meinung nur für einen Teil dieser Organismen erwiesen ist (Mikrosporen sept.), als Hypothese nur deshalb zulässig sein, um eine Uebereinstimmung in der Struktur der Träger der Lebens-Eigenschaften in den verschiedenen Kreisen der Organismen wenigstens symbolisch anzudeuten. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Annahme der morphologischen Einheit aller Zellen, zu welcher die Darwin'sche Lehre zwingt, in dieser oder einer anderen Form ihre endliche Begründung und Gestaltung finden wird.

Während aber diese niederen Organismen, die sich durch Teilung vermehren und daher auch als Schizophyten (Spaltpilze) bezeichnet werden, Kolonien gleichwertiger Individuen bilden, bestehen die höheren Organismen aus Individuen mannichfachster Form und Leistung, welche zur Erreichung eines höheren Zieles sich zusammengeordnet haben. In der Teilung der Arbeit beruht, ganz wie im Fabrikwesen, ihre höhere Leistungsfähigkeit, aber auch ihre Schwäche. Das vereinzelte Individuum, aus dem Zusammenhange mit seinen Ernährern und Schützern gerissen, besitzt nur eine sehr geringe Lebensfähigkeit und geht gewöhnlich bald unter, da es verlernt hat, alle jene ursprünglichen und einfachsten Arbeiten zu verrichten, die zu seiner Erhaltung notwendig sind.

In dem Kampf zwischen diesen zwei Mächten würde der höher und zarter entwickelte Organismus unbedingt unterliegen, wenn er nicht innerhalb seiner scharf gezogenen und streng abgeschlossenen Grenzen ein Medium entwickelte, welches dem Gedeihen der Spaltpilze hinderlich wäre. Die mechanischen Einrichtungen und chemischen Verfeinerungen, welche als solche Schutzvorrichtungen gegen die weitverbreiteten und mit der Nahrung und Atmung in den Körper höherer Tiere eindringenden Spaltpilze zu schildern, würde uns zu weit abführen von dem Endziel unserer Betrachtung. — Nehmen wir sie als gegeben an, so erweist die Tatsache der Erkrankung und des möglichen Untergangs des höheren Organismus ihre relative Unzulänglichkeit.

Was aber, werden wir nunmehr fragen, geschieht, wenn dieser Kampf siegreich bestanden wird, wenn der höhere Organismus die Angriffe der Protozoen übersteht? Geht derselbe unverändert aus diesem Kampfe hervor?

Wir müssen a priori annehmen, daß dies nicht der Fall ist, denn es ist ein allgemeines Naturgesetz, daß überall, wo zwei Körper in wirkungsvolle Berührung geraten, jeder derselben eine Veränderung seiner Form, Lage oder inneren Zusammensetzung erfährt; denn es verschwindet keine Kraft, sondern sie erfährt eine Umsezung in eine andere Form der Bewegung; mechanische Kraft wird z. B. in Wärme oder in Elektrizität umgesetzt oder sie bringt eine Umlagerung der Moleküle, eine chemische Veränderung hervor.

Man könnte nun annehmen, und es ist dieses in der Tat von Seiten eifriger Vitalisten geschehen, daß der lebende Körper, mit ganz besonderen Eigenschaften ausgerüstet, diesem allgemeinen Gesetze nicht unterworfen sei, oder, indem er seinen Bestand fortwährend erneuert, leichter und vollständiger die Eindrücke verwischt, welche pathologische Störungen hervorrufen. Daß das erstere nicht annehmbar, wird jeder Naturforscher zugeben, denn Gesetze, von denen Ausnahmen stattfinden, sind keine Gesetze,

und was bei allen bekannten Naturvorgängen ausnahmslos gilt, muß auch bei unbekanntem Vorgängen wirksam sein.

Die zweite Möglichkeit dagegen ist zuzugeben und tatsächlich nachzuweisen, sie erklärt vollkommen, weshalb die Aenderungen, welche Krankheitsprozesse im Bau und den übrigen Eigenschaften des menschlichen Körpers hervorrufen, weniger bekannt und weniger beachtet sind, als diejenigen anderen Naturvorgänge, wie die Nahrung, sowie die Beschaffenheit der Umgebung, welche durch das Klima und alle übrigen Einflüsse, welche Darwin und seine Nachfolger als die Motoren für die Umgestaltung des Tierreiches nachgewiesen haben, veranlaßt werden. Unsere Aufgabe soll es nun sein, zu untersuchen, ob es schon gegenwärtig gelingt, diese offenbare Lücke in der Entwicklung des Menschengeschlechts, wenn auch nur in unvollständiger Weise, auszufüllen. Ist hiermit einmal der Anfang gemacht, so werden die eifrigen und sachkundigen Naturforscher, namentlich die Anthropologen, sicherlich neue Materialien zur Vervollendung auch dieses Teiles unseres schönen und harmonischen Naturwissenschaftsgebäudes ausfindig machen und herbeiführen.

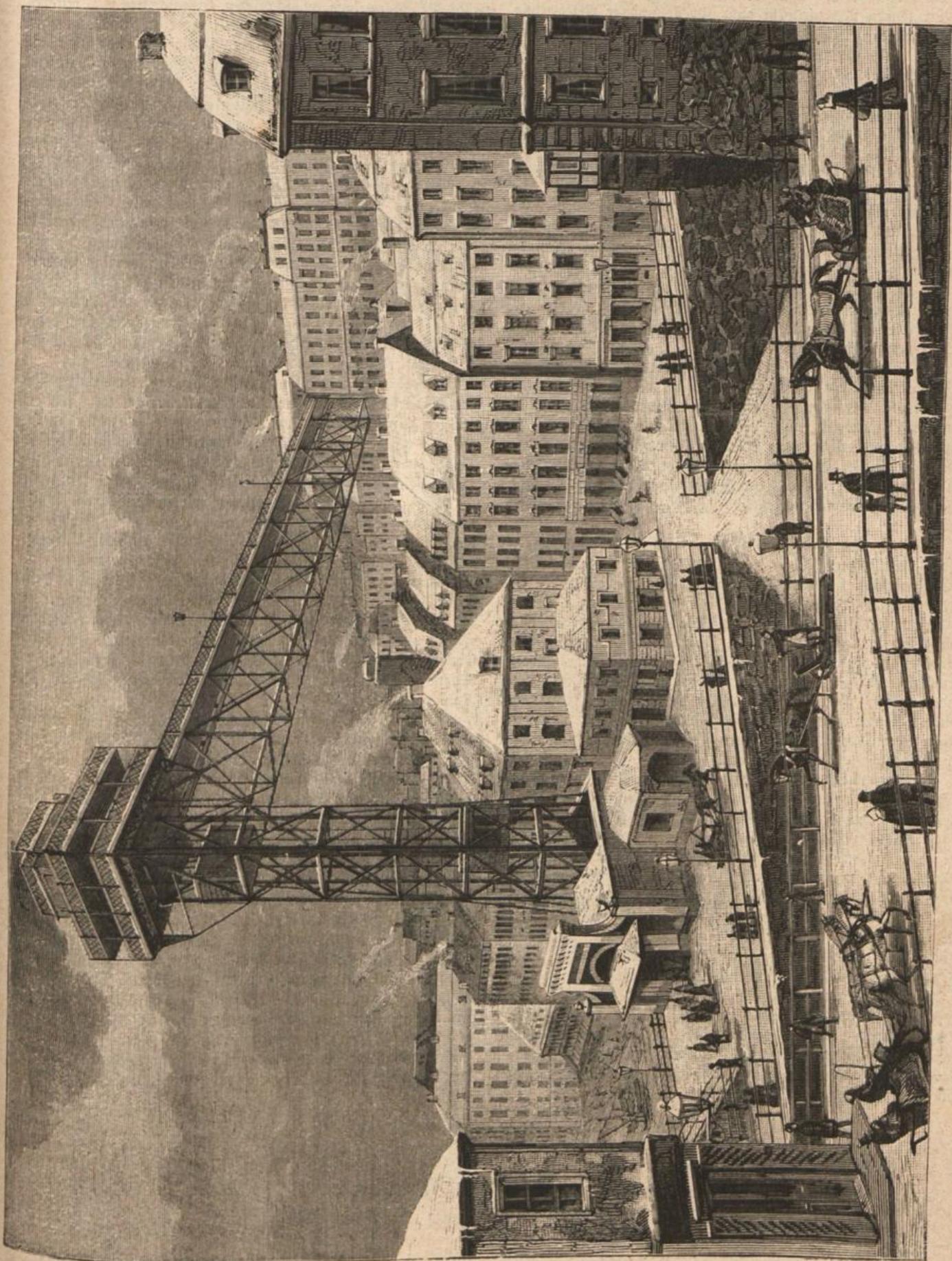
Für die Beantwortung unserer Frage dürfte keine Seite der menschlichen Existenz geeigneter sein, als die Körperbeschaffenheit, welche, der unmittelbaren sinnlichen Erkenntnis am zugänglichsten, auch bereits in ausgedehntem Maße Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden ist und eine der wesentlichsten Teile der Anthropologie geliefert hat. Wo die Geschichts- und Sprachforschung uns im Stiche läßt, in den ältesten und zugänglichsten Perioden des menschlichen Lebens, liefert sie uns sogar die einzigen Dokumente für die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Sie ist ferner als Antropo- oder häufiger Craniometrie (Schädelmessungen), eine auf Zahlen begründete und daher, wie es scheint, besonders gut fundierte Wissenschaft, und ihre begeisterten Anhänger, welche ihr aus den verschiedensten Zweigen der Naturforschung, namentlich aber von Seiten der Medizin zuwachsen, sammeln ein so reichliches Material, daß man annehmen und hoffen konnte, hier die Entscheidung jener fundamentalen Frage nach der phylogenetischen Entwicklung der menschlichen Körperform endlich gelöst zu finden.

Indes, diese Erwartung bestätigt sich nicht, die Antropometrie hat uns noch kein Bild von dem Werden unserer Körperform geliefert, ja es ist sogar noch nicht einmal erwiesen, daß sie imstande ist, die Grundcharaktere jeder Rasse so genügend festzustellen, daß dieselben in jedem einzelnen Fall neben und unter den individuellen Eigenschaften wahrgenommen werden können. Höchstens gelingt dieses bei weit von einander entfernten Völkerfamilien, wie Neger, Malaien und Mongolen, deren charakteristische Unterschiede auch dem ungeübten Auge des Nichtfachmannes einleuchtend sind.

Innerhalb dieser größeren Kreise bestehen dagegen, trotz aller nationaler Verschiedenheit, Schwierigkeiten der craniometrischen Diagnose, welche im einzelnen Fall bis jetzt unüberwindlich sind und erst größere Reihen von Beobachtungen ergeben ein klares Bild der typischen Charaktere; diese Schwierigkeit nimmt um so mehr zu, einen je höheren Kulturgrad eine Völkerschaft erreicht hat.

So bestehen noch keine erheblichen Hindernisse in der Unterscheidung des Schädels eines Kleinrussen oder eines Türken von denjenigen der westeuropäischen Völker, aber sie wird ziemlich beträchtlich, wenn es gilt, die Schädel der lateinischen und germanischen Rassen von einander zu unterscheiden; dagegen dürfte es wohl dem erfahrensten Anthropologen unmöglich sein, in jedem Falle den Nord- oder Süddeutschen, den Schweden, Dänen und Engländer aus ihren knöchernen Ueberresten zu erkennen.

Es liegt mir fern, aus diesem tatsächlichen Verhältnis Schlüsse ableiten zu wollen, welche der Leistungsfähigkeit des mächtigsten Hilfsmittels der modernen Anthropologie ungünstig wären; Verbesserungen der Methode können ja vielleicht auch hier einen Teil der bestehenden Mängel beseitigen und der craniometrischen Untersuchungsmethode eine Schärfe verleihen, welche ihr gestattet, mit dem künstlerisch gebildeten Auge zu konkurrieren,



Der große Straßenelevator in Stockholm. (Seite 579.)

welches noch viel feinere Verschiedenheiten in der äußeren Körperform wahrzunehmen imstande ist.

Wir können uns vielmehr zum Zwecke unserer Betrachtung damit begnügen, festzustellen, daß einerseits unterscheidende Racenmerkmale auch unter nahe verwandten Stämmen vorhanden sind, daß andererseits aber in jedem dieser Kreise außerordentliche Verschiedenheiten in der Bildung des Körpers im ganzen oder in seinen einzelnen Teilen vorhanden sind.

Welchen Umfang diese letzteren gewinnen können, möge ein Beispiel erläutern. Der kopenhagener Anatom Schmidt, welcher in außerordentlich umfassender Weise die Schädel der Bewohner der dänischen Inseln und Zütlands untersuchen konnte, dem namentlich auch diejenigen alter Familien aus verschiedenen Jahrhunderten mit einander zu vergleichen möglich war, fand in diesem gewaltigen, lange Zeiträume repräsentirenden Material eines einzigen Volksstammes Vertreter aller möglichen, sonst nur in den entferntesten Weltteilen vorhandenen Racenschädel und konnte neben echte Neger-, Mongolen- und Indianerschädel andere, zum Verwechseln ähnliche stellen, welche auf dem Boden seiner Heimat gewachsen waren.

Das gleiche Resultat ergab sich auch bei Berücksichtigung derjenigen Charaktere, welche allgemein als die Kennzeichen niedrigerer Racen betrachtet werden. So bildet der Schädel eines dänischen Edelmannes, welcher wegen seiner Schönheit sogar im Volksliede verherrlicht war, ein treues Ebenbild des Neanderthalschädels, jenes Gefährten vorweltlicher Tiere, welcher von den Anthropologen bald als der Typus einer niederen Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts, bald als pathologisch gedeutet wurde.

Die große Verschiedenheit der Körperformen unserer modernen, zivilisirten Nationen fordert unwillkürlich zu Erklärungsversuchen heraus, welche aus nahe liegenden geschichtlichen Gründen mit Vorliebe in der Vermischung der durch den gesteigerten Verkehr in vielfachste Berührung tretenden Racen gesucht wurde. Man könnte sich in der That vorstellen, daß schließlich infolge dieses Verhältnisses eine völlige Ausgleichung ursprünglicher Racenmerkmale und die Bildung einer einheitlichen Körperform stattfinden müßte, wenn es nicht Racen gäbe, welche trotz Jahrhunderte langer Zerstreuung unter fremden Völkern und vielfacher Vermischung mit denselben, dennoch ihre ursprünglichen Raceneigenschaften treu bewahren.

Wir erkennen demnach ein erstaunliches Vermögen, die äußeren Körperformen, sowie auch geistige Eigenschaften äußeren Einflüssen gegenüber zu bewahren, andererseits aber eine hohe Variabilität der Körperform innerhalb derselben Race. Während die erste Tatsache für eine ursprüngliche Verschiedenheit in der Racenbildung verwertet werden könnte, nötigte die zweite zur Vorsicht in dieser Beziehung und legt die Möglichkeit nahe, daß auch die größten Differenzen in der Körperbildung durch die Einwirkungen der Außenwelt entstanden seien; die letzteren müssen nur entweder in ungewöhnlicher Intensität oder längere Zeiträume hindurch in Wirksamkeit getreten sein.

Gelingt es nun, nachzuweisen, daß solche Einflüsse, wenn auch nur in eng begrenzten Kreisen, deutliche und bleibende Umgestaltungen der Bewohner unseres Erdballs herbeigeführt haben, so ist hiermit auch die Entstehung der natürlichen Racen durch äußere Einwirkungen wahrscheinlich gemacht. Betrachten wir nun die Tatsachen, welche hierfür sprechen.

Unter den äußeren Einwirkungen, welche eine Umgestaltung der Bewohner irgend eines Landes herbeiführen, könnten zunächst die allgemeinen physikalischen Eigenschaften der letzteren, die Temperatur, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Windrichtungen, Verteilung von Wasser und Erde, sowie die Vegetation und die Nahrungsmittel, welche Tier- und Pflanzenreich darbietet, verstanden werden. Allein es ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, einen Einfluß dieser Faktoren nachzuweisen, denn wir sehen, daß die Racencharaktere nach der Zerstreuung ihrer Besitztümer über die Erde keine wesentlichen Aenderungen erfahren haben, außer durch Vermischung mit anderen Racen, wie das Beispiel der nach Amerika verpflanzten Neger zeigt. Höchstens scheint große Kälte, wie bei den Eskimos, eine Verringerung des Längenwachstums des Körpers herbeizuführen, indem die typischen Charaktere der Körper- und Gesichtsbildung die Abstammung derselben von den Rothhäuten Nordamerikas noch erkennen lassen. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob der geringere Längenwuchs wirklich von der niederen Temperatur abhängt, da die die Südspitze Amerikas bewohnenden Patagonier, welche derselben Race angehören, sich gerade durch die entgegengesetzte Eigenschaft, eine Zunahme der Körpergröße, auszeichnen.

Obwohl nun der umgestaltende Einfluß klimatischer Verhältnisse keineswegs in Abrede gestellt werden soll, sondern weiteren Untersuchungen der Anthropologen empfohlen werden muß, so ergeben doch die wenigen angeführten Beispiele, daß die eigentlichen racebildenden Kräfte anderswo gesucht werden müssen.

Stellen wir dagegen, um unserer Aufgabe näher zu treten, die Frage, unter welchen Umständen die auffallendsten Abweichungen von dem einmal feststehenden Typus einer Bevölkerung angetroffen werden, so werden wir mit Notwendigkeit auf pathologische Zustände geführt. Je höher dieselben entwickelt sind, um so mehr wird der Racentypus verwischt und treten an dessen Stelle eigentümliche Züge hervor, welche in allen Ländern und bei allen Racen die gleichen sind. Bewohner der verschiedenen Zonen und Weltteile, Abkömmlinge verschiedenartigster Racen können hierdurch ein so gleichartiges Aussehen erlangen, als wären sie Geschwister oder ein und derselben eigentümlichen Race entsprungen.

Während die höheren Grade solcher Störungen das Gepräge pathologischer Zustände offenbar an sich tragen, indem die Function zahlreicher und wichtiger Organe tiefe Veränderungen erleidet, zu denjenigen der Körperform nicht selten solche auch der geistigen Functionen sich gesellen, finden sich neben diesen pathologischen Typen so zahlreiche und allmähliche Abstufungen der pathologischen Charaktere, daß in manchen Gegenden der allgemeine Typus der Bewohner ein abweichendes Gepräge von demjenigen ihrer Nachbarn und Stammesgenossen erfährt.

Ist dieses aber der Fall, wie wir es noch an einzelnen Beispielen erweisen werden, so ist hiermit die Möglichkeit einer Racenbildung durch pathologische Prozesse gegeben. Ob eine solche in einem dieser Fälle stattfindet, ob die durch pathologische Einwirkungen hervorgerufenen Charaktere durch Vererbung sich fortpflanzen und stationär werden können, dieß kann freilich nur die Beobachtung von Jahrhunderten ergeben.

Dennoch aber brauchen wir auf die Klärung dieser Frage auch in der Gegenwart nicht gänzlich zu verzichten, wenn auch die endgiltige Lösung derselben der Zukunft vorbehalten werden muß.

(Schluß folgt.)

## Ein deutsches Städtebild.

Von W. Bloß.

Der kleine Fluß Tauber, der bei Wertheim in den Main fällt, durchströmt ein herrliches Thal, reich gesegnet mit Korn und Wein. An den Ufern des Flusses liegt eine Anzahl alter Städte, teilweise weithin berühmt in der Vergangenheit, heute still und klein, überholt von der rasch rollenden Entwicklung der

größeren modernen Plätze. Wir betreten hier historischen Boden; das stille und freundliche Thal, nur da und dort von dem Puff des Dampfrosses durchtönt, war einst der Schauplatz furchtbarer und blutiger Kämpfe. Auf diesem engen Raum spielte sich manches gewaltige historische Drama ab und der Taubergrund

mit seinen felsigen Schluchten und waldigen „Klingen“ haltete wider vom Kriegsruf und vom Donner der Schlacht. Mehr als einmal färbten sich das Gras der Wiese wie die Wellen der Tauber rot vom Blute der Erschlagenen. Die Städte mit ihren mächtigen Türmen, ihren alten Wällen und Mauern schauen uns trotzig an und zwingen uns, ihrer früheren Größe und Bedeutung zu gedenken.

Unter den Städten des Taubergrundes fesselt heutzutage keine die Aufmerksamkeit in so hohem Grade als Rotenburg ob der Tauber<sup>\*)</sup>, die ehemalige freie Reichsstadt mit ihrer bewegten Vergangenheit.

Rotenburg hat heute etwa 6000 Einwohner und wird auch niemals mehr innerhalb seiner Mauern gezählt haben. Ihr Gebiet betrug einst, als sie freie Reichsstadt war, 6½ Quadratkilometer. Es ist geradezu erstaunlich, welche Summe von Kämpfen, politischen Umgestaltungen und Katastrophen sich in dieser kleinen Stadt abgespielt hat. Auf diesem engen Raume vollzogen sich Ereignisse von weittragender historischer Bedeutung, und der Ruhm dieser Stadt, die heute in eine ganz bescheidene Rolle zurückgetreten ist, erklang durch alle deutschen Gauen.

Da wo die obere Tauber, im Sommer nur ein halb versiegter Bach, sich durch ein tiefes, mit allerlei einschneidenden Seitentälern und Schluchten versehenes Tal dahinschlängelt, steigt an einer großen Krümmung des Flüsschens ein steiles Plateau empor, einer mächtigen Bastion an Gestalt gleichend. Auf diesem Plateau erhebt sich die Stadt Rotenburg, von ihrer Lage Rotenburg ob der Tauber genannt. Sie bietet für den, der sie noch nicht gesehen, einen überraschenden Anblick, denn sie ist noch ganz in ihre unversehrte mittelalterliche Rüstung gehüllt, ihre alten Festungswerke sind noch vollständig erhalten. Rotenburg ist die einzige deutsche Stadt, die sich dessen rühmen kann und bietet dem Sohn des neunzehnten Jahrhunderts so das interessante und vollständige Bild einer Stadt, wie sie im Mittelalter aussah, wo die kräftigen Väter lebten, litten und stritten.

Die Stadt liegt langgestreckt, so daß sie einst zu ihrer Verteidigung eine starke Besatzung erfordert haben muß. Von der Tauberseite aus mag ein Angriff früher kaum möglich gewesen sein; dagegen liegt die Ostseite schon offener da. Dort sind aber auch die Befestigungen am stärksten. Eine hohe und starke Mauer zieht sich um die Stadt, mit Schießscharten und auf der Ostseite mit einem bedeckten Gang für die Verteidiger versehen; auf der Ost- und Nordseite liegt vor der Mauer der tiefe Graben, der heute trocken gelegt ist, und der hohe Wall, der früher die Belagerer verhinderte, in die Mauer Bresche zu legen. Eine Menge von Türmen und Toren ist in die Mauer eingefügt, alle noch ganz unversehrte erhalten, so daß man ein vollständiges mittelalterliches Festungswesen vor sich sieht. Die Stadt, die heute ziemlich industriell ist und deshalb auch eine eigene Sekundärbahn erhalten hat, trägt auch in ihrem innern Teil noch ein vorwiegend mittelalterliches Gepräge. Wir sehen daselbst eine große Anzahl Häuser, die durch Inschriften bekunden, daß sie 200, 300, 400 und 500 Jahre alt sind, und lesen auch, welche berühmten und hervorragenden Persönlichkeiten daselbst schon gewohnt haben. Namentlich die Absteigequartiere deutscher Kaiser und Könige sind mit Gedenktafeln versehen.

Die Stadt hat eine Anzahl Kirchen, darunter eine große gotische Hauptkirche. Auf dem geräumigen Marktplatz erhebt sich das Rathaus, ein prachtvoller Bau mit bewundernswürdigen Ornamenten und Arabesken und mit einer Säulenhalle über der Haupttreppe. In diesem Hause und vor demselben spielten sich die bewegtesten Auftritte in der Vergangenheit Rotenburgs ab; hier regierten die Patrizier, als Rotenburg, das einst den Hohenstaufen gehört hatte, von Friedrich I. Bar-

<sup>\*)</sup> Heute schreibt man fälschlich auch amtlich Rothenburg. Der Name wird in den Urkunden verschieden aufgeführt; man liest: Rotenburch, Rodenburch, Rotenburch und Rotinburch. Ein th findet sich nirgends vor und ist durch die neue Schulweisheit erst eingebürgert worden.

barossa um 1172 zur freien Reichsstadt gemacht und den Burggrafen von Nürnberg zugeordnet worden war, von denen sich indessen die Stadt 1352 lösmachte. Das Rathaus enthält einen schön decorierten Ratssaal und eine Menge von Gemälden, sowie ein mächtiges Archiv. Unter dem Rathause befinden sich barbarisch eingerichtete Gefängnisse und Folterkammern, die unter dem tyrannischen Patrizierregiment nicht fehlen durften; in einem dieser Verließe kam 1408 der berühmte Rotenburger Bürgermeister Toppler durch Hunger oder Selbstmord um. Das Haus Topplers, zum Greifen genannt, steht noch in der Schmiedegasse und heißt heute noch zum Greifen; es befindet sich eine Wirtschaft darin.

Der harte Druck des Patrizierregiments warf die bürgerliche Demokratie in Rotenburg nieder, aber das Gemeinwesen geriet dadurch auch in Verfall. Als 1802 die Stadt der bayrischen Monarchie einverleibt wurde, kamten die Rotenburger kaum ihre Vergangenheit mehr. Auf dem Archiv des Rathauses lagen die kostbarsten Akten und Dokumente wie wertlose Häderu durcheinander; die glänzenden und reichen Forschungen des Rotenburgischen Geschichtschreibers Benzen<sup>\*)</sup> (gest. 1863) konnten weder das allgemeine Interesse der Rotenburger auf ihre Vergangenheit lenken, noch die städtische Verwaltung dazu bewegen, das kostbare Archiv ordnen zu lassen. Dem Schreiber dieser Abhandlung wurde in Rotenburg „von einem, der's wissen kann“, folgendes erzählt: Es ist noch nicht allzulange her, daß ein geschichtskundiger Rotenburger in einen Wurfladen kam, um sich eine Wurst zu Gemüte zu führen. Sie wurde ihm in ein merkwürdig aussehendes altes Papier eingeschlagen und er fand zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß dies Papier ein Stück von dem Fehdebrief war, den einst Götz von Berlichingen an die Stadt Rotenburg gerichtet hatte. Der Geschichtskundige eilte zu dem Wurfladen zurück, dessen Besitzer ihm sagte, daß er noch einige Körbe voll „solch alten Krempels“ habe, den er auf dem Rathause als Makulatur zum Wursteinwickeln gekauft habe. Von da ab wurde kein Makulatur mehr aus dem Rathause abgegeben, allein das Archiv ist heute noch ungeordnet, seine Schätze noch ungehoben. „Es würde uns 7—8000 Mark kosten“, sagte dem Verfasser sein Gewährsmann, „und das können wir in dieser schlechten Zeit nicht ausgeben.“

Und doch hat der Stadt Rotenburg ihre Vergangenheit zu neuem Ruhm, zu neuem Verkehr und zu neuem Reichthum verholfen. Ein Rotenburger Glasermeister dichtete ein Festspiel, die bekannte Tilly-Affäre betreffend, und es gelang diesem einfachen Manne, was dem Gelehrten Benzen nicht gelungen war, den historischen Sinn bei seinen Mitbürgern wieder zu erwecken.

Die Tilly-Affäre, welche historisch nicht ganz erwiesen ist, für die aber auch zu viele tatsächliche Anhaltspunkte vorhanden sind, als daß sie ins Gebiet der Sage verwiesen werden könnte, spielte sich auf dem Rathause ab. Tilly hatte im Jahr 1631<sup>\*\*</sup>) Rotenburg nach tapferster Verteidigung, bei der Weiber und Kinder mithalfen, mit Sturm genommen. Der große Verlust, den er bei dem Sturm erlitt, hatte seine ganze Wut entflammt. Die Stadt sollte wie Magdeburg behandelt werden. Als Tilly nach dem Rathause der eroberten Stadt zog, warfen sich die schwangeren Frauen und die Kinder vor ihm nieder und flehten um Gnade. Er soll doppelsinnig geantwortet haben: „Lasset die Hunde leben!“ Der versammelte Rat wurde zum Tode bestimmt und der Bürgermeister Bezold mußte inmitten einer Wache den Scharfrichter holen. Der Scharfrichter aber weigerte sich, die Räte zu enthaupten; unterdessen brachte man Tilly

<sup>\*)</sup> Siehe Benzens treffliche Quellenwerke: „Historische Forschungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg“ (1883); „Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken“ (1841); „Altort und Inschriften der Stadt Rotenburg“ (1841); „Beschreibung und Geschichte von Rotenburg“ (1856). Auch Merz hat in seinem Werke: „Rotenburg in alter und neuer Zeit“ (1873) viel Interessantes gesammelt.

<sup>\*\*</sup>) Der sonst so gewissenhafte Benzen läßt Tilly am 29. Sept. 1632 vor Rotenburg erscheinen. (Historische Untersuchungen x. Seite 340.) Tatsächlich ist Tilly am 30. April 1632 gestorben.

den — noch vorhandenen — großen Kaiserpokal mit gutem Wein dar. Der alte Wüterich ward milder gestimmt und versprach in seiner Tigerlaune Schonung, wenn einer aus dem Rat den mächtigen Humpen auf einmal leeren könne. Das gelang dem Altbürgermeister Ruch und die Stadt kam mit einer Brandschatzung davon.

So die Ueberlieferung, an die sich das erwähnte Festspiel genau anschließt. Die Aufführung des Festspiels findet im Rathhausaal, also am selben Ort statt, wo die „erschreckliche Geschichte“ selber passiert ist und tausende strömen von allen Seiten nach Rotenburg, um das merkwürdige Schauspiel mit anzusehen, dessen Darstellung einen mächtigen Eindruck macht\*).

Neben dem Rathhause in einem mit einem Türmchen versehenen Gebäude befand sich die Trinkstube, wo sich die Patrizier zu versammeln pflegten und wo auch die politischen Komplote ausgeheckt wurden. Es ging wüth und roh zu; die Gelage waren oft von Schlägereien begleitet, und man weiß zwei Fälle, in denen Patriziersöhne dort erschlagen wurden, darunter der Sohn des bekannten Stefan von Menzingen, von dem weiter unten die Rede sein wird.

Auf dem großen Marktplatz, wo heute friedlich die Bauernweiber der Umgegend Gemüse und Eier feilbieten, spielten sich die dramatischen Szenen des großen Bauernkrieges resp. der Reformationszeit ab. Damals hielt sich der bekannte Reformator Karlstadt in Rotenburg versteckt und der Rat konnte ihn nicht ausfindig machen. Mit dem Ausbruch des Revolutionssturmes im Frühling 1525 trat Karlstadt (eigentlich Andreas Bodestein aus Karlstadt) öffentlich auf und hatte viele Anhänger; die von ihm gepredigte Bilderstürmerei ging bald vom Wort zur That über. Man zeigt noch das Fenster, durch das Karlstadt nach dem Ende des Bauernkrieges mit Hilfe eines Fränklers von Badell flüchtete. Darauf ward mancher Spottvers gemacht. Bald erhob sich in der Stadt jene „evangelische“ Partei der Städte, die mit den aufständischen Bauern gemeinsame Sache machte resp. die Bauern erst in den Kampf trieb. An der Spitze der städtischen Demokratie in Rotenburg stand jener Stefan von Menzingen, ein staatsmännischer Kopf aber zweideutiger Charakter, aus einem alten Patriziergeschlecht, der einst dem Herzog Ulrich von Württemberg gedient hatte und jetzt zugleich den „Evangelischen“ und dem Markgrafen Kasimir von Ansbach dienen wollte. Wahrscheinlich wollte er Rotenburg in den Besitz des Markgrafen bringen. Für die evangelische Sache wirkten noch Dr. Deuschlin, der Pfarrer an der Hauptkirche, ein äußerst radikaler Mann von großer Beredsamkeit, Hans Schmidt, der blinde Mönch, der Altbürgermeister Ehrenfried Kumpf, der Schullektor Bessenmayer und andere. Auf dem Markte fanden die großen Gemeindeversammlungen statt, wo Menzingen seine aufregenden Reden hielt und einen Ausschuss wählen ließ, der den alten Rat völlig lahm legte. Der Ausschuss handelte ganz im Einverständnis mit den aufständischen Bauern. Zugleich erhob sich draußen im Gebiet der Reichsstadt die ganze Landwehr. Rotenburg hatte nämlich sein Landgebiet, um es vor plötzlichen Einfällen schdelustiger Raubritter zu schützen, mit einer lebendigen Hecke umgeben und die Wegübergänge durch Türme gedeckt, auf welchen sich Söldner mit Hackenbüchsen befanden. Dies nannte man die Landwehr und Rotenburg war wegen dieser Schutzmaßregel vom Burggrafen von Nürnberg vergeblich belagert, 1408 sogar in die Reichsacht erklärt worden. Die Bauern der Landwehr waren alle kriegsgeübte Leute, denn sie hatten in langen Fehden viele Burgen gebrochen; sie bildeten das eigentliche Kriegsheer der freien Reichsstadt Rotenburg. Bewaffnet waren sie mit Tartsche, Sturmhaube, Seitengewehr und dem langen Speiß, oder dem Faustrohr; sie verstanden fürtrefflich einen Sturm anzulassen oder dem Anprall eines reißigen Geschwaders zu widerstehen. Unter den ledernen Kollern dieser Bauern schlugen eiserne Herzen.

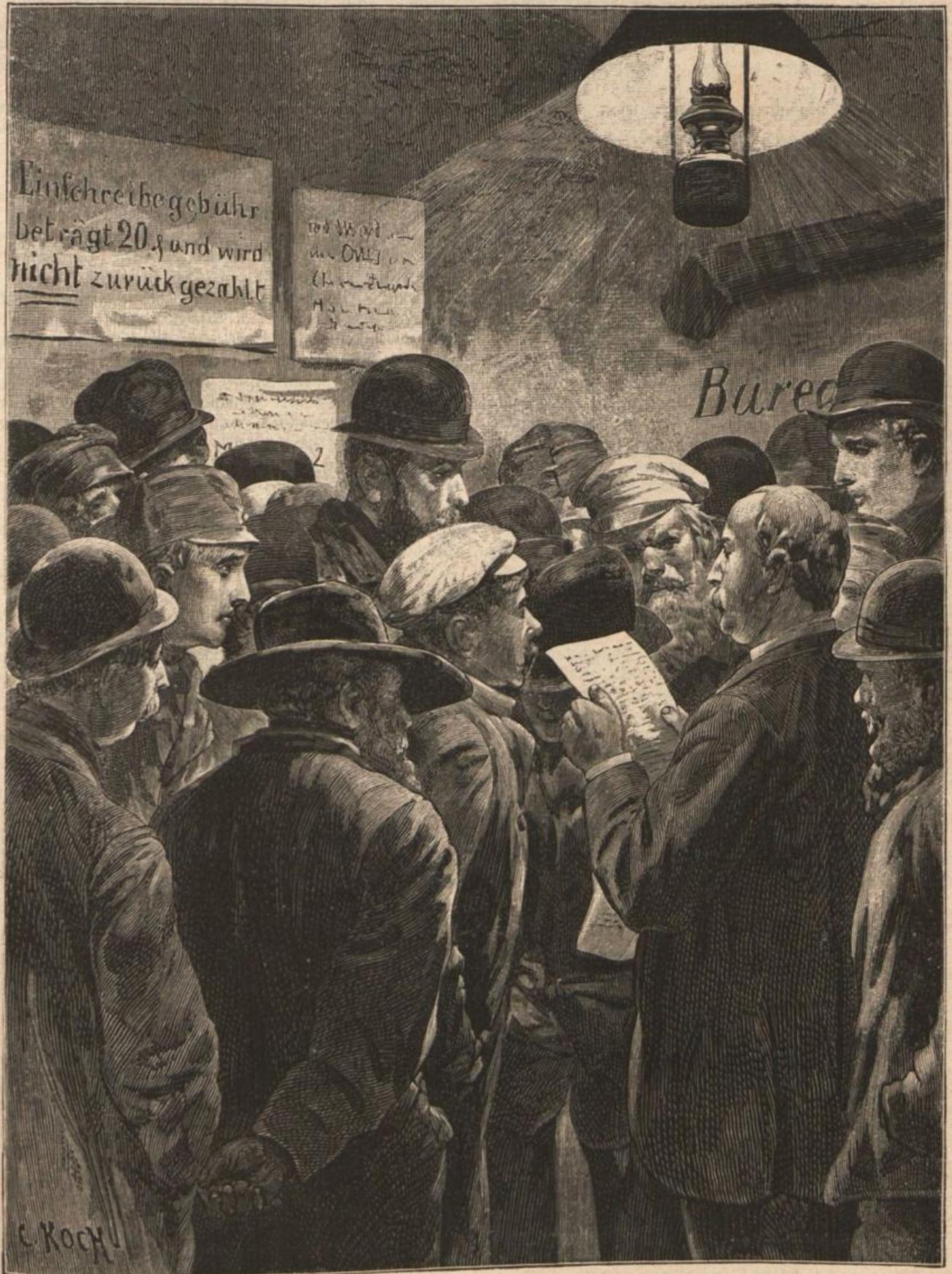
\*) In diesem Jahr wird für den deutschen Juristentag in Rotenburg eine eigene Aufführung des Festspiels veranstaltet. Die Stadt steht sich nicht schlecht dabei.

Als der Bauernkrieg in Franken ausbrach, zogen die Männer der Rotenburger Landwehr das Taubertal hinab und an den Neckar zum großen evangelischen Hausen; sie wählten den glänzendsten Helden des Bauernkrieges, Florian Geyer von Geyersberg, zu ihrem Führer. Dieser bildete aus der rotenburger Landwehr seine berühmte schwarze Schaar, die tapferste Truppe aller Bauernheere, die militärisch diszipliniert war und nicht aus „Ristenlegern und Sedelleerern“, sondern aus lauter erprobten Kriegeren bestand. Die Schwarzen, die sich von Ausschreitungen fern hielten, verachteten jene undisciplinirten Massen, die sehr gut Klöster plündern und den Pfaffen den Wein austrinken konnten, aber oft beim ersten Kanonenschuß davon liefen. Die schwarze Schaar hielt in der blutigen Schlacht von Ingolstadt (4. Juni 1525) der ungeheuren Uebermacht des Truchsessens von Waldburg, des „Bauernjörg“, Stand, nachdem das ganze übrige Bauernheer mutlos die Flucht ergriffen hatte. Die Schwarzen wurden, nachdem sie wie die Spartaner bei den Thermopylen gekämpft, in den Ruinen des Schloßchens von Ingolstadt fast vollständig aufgerieben.

Am 15. Mai 1525 war Florian Geyer, ebenso geschickt als Redner wie als militärischer Führer, in Rotenburg erschienen, um die Stadt in den Bund der Bauern zu bringen. Mit ihm erschienen der Schulteiß von Ochsenfurt, Hans Bezold, und „der große Lienhart“ von Schwarzenbronn, letzterer ein Hauptmann der rotenburger Landwehr. Auf dem Markte versammelte sich die Gemeinde und Herr Florian sprach, wie ein Geschichtsschreiber sagt, „würdig seines ernstes und strengen Sinnes,“ zu der Menge. Die Ratsherren sprachen dagegen, denn was er forderte, die Abschaffung der Gälten und Frohnden, wollte ihnen nicht in den Sinn. Aber sie gaben nach, nachdem auch der Schulteiß von Ochsenfurt dafür gesprochen, und Rotenburg trat in den Bund, gab auch zwei treffliche Geschütze zur Belagerung des Frauenbergs her, die Hans Bockler, der Viehsemeister, der „gar wohl anklopfen“ konnte, nach Würzburg geleitete nebst 600 wohlgerüsteten Bauern aus der Landschaft. Auch zwei rotenburger Ratsherren, Ehrenfried Kumpf und der junge Jörg Spelt, zogen mit, und der letztere freute sich kindlich, die großen Quadersteine aus den Mauern des festen würzburger Schlosses schießen zu können.

Er freute sich nicht lange, denn schon am 2. Juni erfolgte der Vernichtungsschlag gegen die Bauern bei Königshofen an der Tauber und in den letzten Tagen des Juni fand das große Blutgericht in Rotenburg statt. Der Rat hatte Menzingen, Dr. Deuschlin und alle Führer, deren er habhaft werden konnte, eintürmen lassen. Von hundert weiteren Namen, die man zur Verantwortung geladen, hatte man vorläufig nur fünfzehn festnehmen können. Am 28. Juni zog Markgraf Kasimir ein und ließ seinen Freund Menzingen im Stich. Siebzehn Gefangene wurden auf dem Markte enthauptet, zuerst Menzingen, dann Dr. Deuschlin, dann der blinde Mönch, der stehend gerichtet sein wollte und dessen Haupt erst bei dem zweiten Schlage fiel, dann der Schullektor Bessenmayer und die anderen. Das Blut floß „wie ein Bach“ die steile Schmiedegasse hinab. Nachträglich fanden noch mehrere Hinrichtungen statt. Viele Rotenburger wurden flüchtig und sahen ihre Heimat nie wieder, wie Ehrenfried Kumpf; Jörg Spelt wurde erst nach langer Zeit wieder zugelassen.

Dieser Markt hat überhaupt viele Hinrichtungen gesehen. Die Rotenburger übten ein wahres Schreckensregiment. Die gefangenen Raubritter richteten sie gewöhnlich ohne Erbarmen hin und waren die gefürchtetsten Gegner derselben; es war ein seltener Fall, daß der alte Wolf von Wunnenstein seinen Sohn, den sie gefangen hatten, retten konnte. Aber auch ihre eigenen Hauptleute versielen oft genug dem Beil des Henkers, wenn sie sich schlagen ließen. Die Fehden, welche Rotenburg führte, waren zahllos; es vergingen namentlich im fünfzehnten Jahrhundert nur wenige Jahre, ohne daß sie zu Feld lagen. Auch an inneren Kämpfen war Rotenburg reich, wir wollen nur des großen Aufstandes von 1450 Erwähnung tun, der durch den Steuerdruck veranlaßt wurde.



Im Berliner Arbeitsnachweisbureau. (Seite 579.)

Interessant war die Affäre Rotenburgs mit dem famosen Kaiser und König Wenzel. Diesen hatten die böhmischen Großen als „einen unnützen Entgliederer des Reichs“ zu Prag eingesperrt. Für dies „Martyrium“ ließ sich Wenzel entschädigen und verlangte auch von Rotenburg 6000 Gulden. Den rotenburger Gesandten, die dies zu hoch fanden, drohte er die Köpfe abschlagen zu lassen. In seiner Wut schrieb er von Nürnberg an die Rotenburger folgenden Brief:

Adresse: Vnser vngetrewen zu Rotenburg, die dem Reich vnghehorsam sein.

Text: Der Teufel hub an zu scheren ein Saw vnd sprach also vil geschreyes vnd wenig wolle. die Weber können nicht sten on wolle. Vnghehorsamkeit macht vil. dat. sabbo p. VIII. scop. hora vespere Nur einbergo. Rex p. etc.

Er drohte mit einem Heere vor Rotenburg zu ziehen. Allein die Rotenburger wußten, daß er dazu kein Geld hatte und blieben fest. Nach einer Quittung aus dem Jahr 1398 haben sie an den „faulen Wenzel“ im ganzen 1100 Gulden bezahlt.

Die Verteidigung Rotenburgs gegen Tilly war die letzte heroische Tat der Rotenburger. Im siebenjährigen Krieg nahm ein preußischer Lieutenant, Stirzenbecher, der durch Franken kreifte, mit siebenundsünfzig Husaren die alte berühmte Festung ein und brandschatzte sie um große Summen, nahm auch zwei Ratsherren als Geiseln mit. So weit war man in Rotenburg gekommen. Im Jahr 1800 wollten siebenzehn französische Chasseurs die Stadt brandschatzen. Sie wurden mit Heugabeln angegriffen und vertrieben. Die dies wagten, sollen übrigens die demokratisch gesinnten Handwerker Rotenburgs gewesen sein, die von den Ideen der französischen Revolution erfaßt, 1796 eine Umänderung der Verfassung Rotenburgs, jedoch vergeblich erstrebt hatten. Die alte Verfassung datirte von 1455 (!). Am 2. September 1802 besetzte ein bairisches Jägerbataillon die Stadt; sie ward auf dem Reichstag zu Baiern geschlagen.

Der Verfall Rotenburgs, dieses einst so stolzen und kräftigen Gemeinwesens, wurde durch die Patrizierherrschaft herbeigeführt. Vielleicht hatte Stefan von Menzingen nicht so Unrecht, als er gegen die Ratsgeschlechter konspirirte und ihnen die städtische Gewalt zu entreißen versuchte. Von jener Zeit ab aber, nachdem Menzingen und sein Anhang gestürzt und vernichtet waren, herrschten die alten Ratsgeschlechter unumschränkt und drückten die Stadt ärger, als sie vielleicht ein mittelalterlicher Fürst gedrückt haben würde. Es trat eine politische Stagnation ein, die alten Formen verknöcherten völlig, die Bürger

gingen aller Selbständigkeit verlustig. Die demokratischen Handwerker Rotenburgs, die im Jahr 1796 eine Veränderung der Verfassung erstrebten, haben in einer höchst interessanten Denkschrift die Zustände Rotenburgs geschildert. Die Patriziergeschlechter hatten sich darnach eine so unumschränkte Herrschaft angemaßt, daß die Bürger von den Einnahmen und Ausgaben ihres kleinen Staatswesens gar nichts mehr erfuhren. Die Staatsstellen wurden um Geld vergeben, so daß die Beamten nur Gehilfen des Rats waren. Wir wollen einige Stellen aus der Denkschrift zitiren.

„Eine Anzahl Familien, eng unter sich verknüpft durch die Bande der Verwandtschaft, regierte jetzt den Staat. Oft geschah es, daß selbst Geschwisterkinder sich vermählten, um nur das Vermögen und den alten Einfluß zu bewahren. Familienrücksichten beherrschten jetzt die Ehebindnisse wie die Wahlen, die Rechtsprüche wie die Polizeiverfügungen. Die Erstgeburt gab fast immer auch die Ratsfähigkeit. Eine geringe juristische Vorbereitung machte zu allen Aemtern geschickt, als wenn die Jurisprudenz eine Fundgrube aller administrativen Kenntnisse wäre. Regelmäßig und gedankenlos rückte der junge Ratsherr vor. Kaum daß noch bei der Bürgermeisterwahl das bessere Talent und die größere Kenntniß entschied. War aber einer zu einem ihm zugefallenen Amt ganz untauglich, so übernahm ein anderer seine Arbeiten. Man nannte dieses Vikariren. Die Ratsgeschlechter begannen sich als souveräne Herren der Stadt und des Gebietes anzusehen. Dem entsprach es, daß sie ihre Grundbesitzungen steuerfrei zu machen suchten. Man fing an, die Beleidigung der Amtsehre zu einer Art von Majestätsbeleidigung auszu dehnen.“

Die kostspieligen „öffentlichen Mahlzeiten“ auf Staatskosten nahmen überhand; die Ratsherren veranstalteten sich solche auch auswärts und nahmen ihre Familien mit, daher der Name „Frauenreisen“. Die Ratsherren beanspruchten die Jagd, den Wein des Staats und die Gelder der öffentlichen Stiftungen für sich. Die Bürger wurden aus einer wehrhaften Gemeinschaft zu Phäaken, denen die Uebung in den Waffen nur kindische Spielerei war\*).

So verfiel das alte Rotenburg in einen Zustand, der seine Auflösung notwendig erscheinen ließ. Möge die neue Zeit dem neuen Rotenburg auch neue Blüte bringen!

\*) Wie groß der eingerissene Schlendrian war, geht daraus hervor, daß der einzige Plan zu den verborgenen Wasserquellen, deren für die Kriegszeit mehrere angelegt waren, verloren ging, so daß die geheimen Quellen nicht wieder aufgefunden werden konnten.

## Mund und Aug'.

O Kind, dein Mund, dein troz'ger Mund,  
Wie kommt' er einst verwunden!  
Seit Jahresfrist bis hent' zur Stund'  
Nie hab' ich's überwunden.

Doch jetzt — wär's wahr, was ich erschau?  
O nein! es kann nicht trügen:  
Dein süßes Aug' im Tränentau  
Den Mund strafft's endlich Lügen.

Du sprachst: ich geh' den Lebensgang  
Dir Bursch zum Troz alleine.  
Das Aug', es flüstert mild und bang:  
Im Geist war längst ich deine.

Und raubte er in schlimmer Stund'  
Mir auch ein Jahr vom Leben, —  
Sei doch dem Mund, dem troz'gen Mund  
Dem Aug' zulieb vergeben.

# Die asiatische Cholera und ihre europäischen Verwandten.

Von Bruno Geiser.

## I.

[Name und Geschichte. — Erscheinungsformen der Krankheit. — Cholera-durchfall. — Cholera. — Ausgebildete Cholera. — Ungeheurer Feuchtigkeitsverlust. — Cholera sicca. — Blutverdickung. Atmungs- und Blutkreislaufverhinderung. Krämpfe, Lähmung. Nervenschwäche, Sinnes-täuschungen. — Dauer der Krankheit. — Tod oder Besserung. — Cholera typhoid. — Schutzmittel: Flucht, Vorsicht und Sauberkeit, Diät, Warmhalten. — Maßregeln wider Abtritt- und Ausgushausdünstungen. — Behandlung der ausgebrochenen Krankheit.]

Wie es scheint, ist einer der furchtbarsten Feinde des Menschengeschlechts wieder im Anzuge nach dem Innern unres ohnein eigentlich von Krankheiten und Elend zurgenüge heimgesuchten Erdtheils; — die Cholera ist da! tönt es von Toulon und Marseille, den großen französischen Mittelmeerbäfen, zu uns herüber.

Soldh drohendem Verhängnis gegenüber ist es sicherlich wohlgetan, wenn wir zunächst zwei Bundesgenossen der schlimmen Krankheit, die nicht minder gefährlich sind, als sie selbst, mutig zu Leibe gehen: der Unwissenheit und der Furcht.

Was die Wissenschaft über die Cholera erforscht hat bis zur neuesten Zeit, wollen wir darum unsern Lesern in kurzen Zügen darlegen und damit zugleich die Schutzmaßregeln bezeichnen, welche den einzelnen in der Erhaltung seiner Gesundheit und die Gesamtheit in der möglichsten Beschränkung und festen Eingrenzung der etwaigen Seuchenherde zu unterstützen geeignet sind.

*Χολέρα* (Cholera) hieß im Altgriechischen die Dachrinne; weil sich nun beim Menschen zuweilen Krankheitserscheinungen zeigen, bei denen aus dem Leibe Flüssigkeit durch Erbrechen und durch Stuhlgang, wie aus einer Dachrinne das Regenwasser, hervorströmt, so nannte man — nach der Meinung einiger Erklärer — diese Krankheiten gleichfalls Cholera\*).

Anderer meinen freilich, daß die altgriechische Dachrinne weniger mit dem Namen der verschiedenen Brechdurchfallskrankheiten zu tun hat, als die altgriechische Galle, *chole*, weil bei jenen Krankheitsformen „die gesammelte oder ausgetretene Galle abgeführt“ werde, oder *cholas*, das Eingeweide, als hauptsächlichster Sitz der Krankheit\*\*).

Wie über viele derartige Fragen, so werden auch über diese die Alten wahrscheinlich nicht so bald, vielleicht niemals, geschlossen werden. Wir, denen es weit mehr um das Wesen dieser Krankheit, als um ihren Namen zu tun ist, begnügen uns die verschiedenen Ableitungen hier aufgeführt zu haben.

Das Heimatland der als asiatische Cholera bezeichneten furchtbarsten aller Brechdurchfallskrankheiten ist Ostindien, wo sie schon seit mehreren Jahrtausenden vor Christi Geburt haust und hauptsächlich an den Mündungen der gewaltigen Ströme des Ganges und des Brahmaputra zahllose Menschenschaaeren dahingerafft hat.

Genaueres über das Wüten der Cholera in Indien in früheren Jahrhunderten ist uns nicht bekannt, erst von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an kann man ihr Auftreten und ihren Verlauf mit einiger Sicherheit verfolgen.

Am Anfang der siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts trat sie in Bengalen ganz besonders verheerend auf; und im Mai 1817 brach an den Mündungen der beiden oben genannten Niesenströme die erste gewaltige Epidemie aus, von der wir genaue und zuverlässige Beweise besitzen. Mehr als ihre Vorgängerinnen zeigte sich die diesmalige Seuche verderblich und ausbreitungsfähig; den Flußläufen folgend ging sie nach allen Seiten landein und am Ende des Jahres 1818 hatte sie die 3750000 Quadratkilometer von ganz Ostindien durchgemessen. Und auch die Grenzen ihres Heimatlandes hielten die Furchtbare diesmal

nicht in ihrem Vernichtungszuge auf; von den Inseln des indisch-chinesischen Archipels drang sie in China ein und durch das Reich der Mitte unaufhaltsam nach Westen weiter, bereits 1821 an der Küste des persischen Meerbuzens ankommend. Doch selbst auf Asien beschränkte sie sich nicht; zum erstenmal auf europäischem Boden erschien sie 1823 in Astrachan an der Mündung der Wolga. Doch damit hatte sie für eine Reihe von sieben Jahren eine Grenze erreicht, die sie nach dem Innern Europas hin nicht überschreiten konnte.

Dagegen war sie 1829 im südöstlichen Rußland wieder auf dem Plan, — diesmal in Orenburg, und 1830 hielt sie von neuem ihren Einzug in Astrachan, um von da einen schreckensvollen Siegeszug oder vielmehr Siegesflug nach Europa hinein zu unternehmen. Innerhalb zweier Monate, im September 1830, hatte sie Moskau erreicht, und von da weiter nach Westen dringend, traf sie auf einen tatkräftigen Bundesgenossen, dem die Torheit und Roheit der Kulturmenslichkeit auch heute noch nicht für immer den Garauß gemacht hat, — den Krieg. Ohne den russisch-polnischen Krieg von 1831 wäre die Cholera wahrscheinlich auch diesmal nicht in das Innere des zivilisirten Europas hineingekommen, — aber so heftete sich die Seuche an die Fersen der russischen Armee, zog mit ihr in Polen ein und war schon im Mai 1831 auf deutschem Gebiet — nämlich in Danzig — angelangt. Und nun gings mit rasender Eile durch Deutschland hindurch, — im August war die Cholera in Berlin und im September in Wien. Zu allem Ueberfluß brach sie auch noch von Persien her über Konstantinopel zur selben Zeit in Europa ein, und nun gab es kein europäisches Land mehr, das sich vor dem entsetzlichen Feinde hätte retten können. Noch 1831 trat die Cholera in England auf, 1832 in Frankreich, 1833 in Spanien, 1834 in Schweden, 1836 in Italien und Tyrol, 1837 in Baiern. Amerika hatte sie bereits mit Hilfe von Auswandererschiffen aus England 1832 erreicht.

Nach 1837 erlosch das Choleraosterben endlich wieder in Europa; aber noch war nicht ein Jahrzehnt verfloßen, so war sie auch schon wieder — von neuem 1846 und 47 von Persien her einbrechend — da. 1848 langte sie in Deutschland an und breitete sich von hier wieder über ganz Europa aus.

Seitdem suchte sie uns in jedem Jahrzehnt wenigstens einmal heim.

Im Wesen der Cholera machen sich drei Abstufungen bemerklich, — erstens die leichteste Art der Vergiftung, welche nur den sogenannten Cholera durchfall hervorruft, zweitens die schwerere Vergiftung der Cholerae und drittens die schwerste, die sich in der ausgebildeten Cholera darstellt\*).

Der Cholera durchfall unterscheidet sich von gewöhnlichen Durchfällen nicht erheblich, nur fördert er gemeinhin größere Mengen von Fäkalien zutage. Die sehr wässerigen Entleerungen zeigen sich meist noch gallig gefärbt und verlieren diese Färbung erst dann, wenn die Entleerungen, deren sechs, acht und mehr an einem Tage auftreten, besonders rasch aufeinander folgen. Durch die häufige Wiederkehr des Stuhlgangs fühlt sich der Kranke sehr ermattet, er empfindet Durst, im Leibe macht sich das bekannte Kollern bemerklich und der Appetit schwindet. Zuweilen, wenn die Cholera vergiftung an Boden gewinnt, wird auch die Stimme des Kranken heiser und es stellen sich Wadenkrämpfe ein; dagegen fehlen bei diesem geringsten Grade der Choleraerkrankung fast immer Leibschmerzen und Harnzwang (Tenesmus).

Nicht selten, aber keineswegs immer, tritt der Cholera durchfall nur als Vorbote der wirklichen Cholera auf, hauptsächlich

\*) Siehe Payne, Griechisch-Deutsches Handwörterbuch. Dritte Auflage 1880. Bd. II. *Χολέρα*.

\*\*) Cf. Ersch u. Gruber, Allg. Encyclopädie der Wissenschaften u. Künste. 17. Teil. Leipzig 1828 Art. Cholera.

\*) In dem pathologischen Teile dieser Abhandlung folge ich hauptsächlich der Darstellung des Artikels über die Cholera in der Realencyclopädie der gesammten Heilkunde, herausgegeben von Professor Dr. Eulenb., Band III, Wien 1880.

dann, wenn nicht rasch umsichtige ärztliche Hilfe eingreifen konnte. Ist dies aber der Fall und entwickelt sich der Cholera durchfall nicht zur eigentlichen Cholera, so tritt nur äußerst selten der Tod, den völliger Kräfteverfall (Kollaps) herbeiführen kann, ein. Die Dauer des Cholera durchfalls kann eine Woche betragen, in wenig Fällen mehr. Die Fäkalien des an diesem Durchfall Erkrankten können ihre spezifische Beschaffenheit durch Uebertragung des Cholera giftes auf Gesunde bewahren, daher müssen sie durch Desinfektion möglichst unschädlich gemacht werden.

Tritt zum Cholera durchfall Erbrechen hinzu, so hat er sich zur Cholera entwickelt. Gleichzeitig mit dem Erbrechen nehmen die Durchfälle an Zahl und Menge zu und büßen ihre gallige Beschaffenheit ein.

Das Erbrochene weist anfänglich deutlich die Spuren dessen auf, was der Kranke genossen hat, geht später in eine grünlich-gallige Flüssigkeit über und zeigt sich zuletzt wässrig.

Bei vielen Kranken meldet sich frühe ein quälender Durst, schmerzhaftes Ziehen in den Waden und große Ermattung. Allmählich wird die Stimme heiser, das Gesicht fällt ein, die Haut fühlt sich kühl an, indes der Pulsschlag in den meisten Fällen rascher, zuweilen jedoch langsamer wird. Auch an der Zunge zeigen sich die Spuren der großen Wasserverluste bedingenden Krankheit durch Klebrig- und Trockenwerden. Aus demselben Grunde nimmt die Harnausscheidung (Diuresis) ab, stockt mitunter ganz oder produziert auch Eiweißspuren. In der Magenregion empfindet der Kranke häufig ein leichtes Druckgefühl, welches beim Betasten (Palpation) zunimmt.

Nicht immer geht die Cholera aus dem Cholera durchfall hervor, sondern sie tritt oft auch ohne solchen Vorläufer auf, nicht selten ohne in die ausgebildete Cholera sich auszuwachsen. Alsdann ist sie ebenso selten tödlich als der Cholera durchfall.

Bei der eigentlichen Cholera treten alle Krankheitserscheinungen, die wir bei der Cholera beobachtet haben, in erhöhtem Maße auf. Das Erbrechen kommt fast nie ohne gleichzeitigen Durchfall vor, dagegen fehlt es selbst zuweilen, ohne daß die Krankheit dadurch an Gefährlichkeit wesentlich verlore. Die Flüssigkeitsausscheidungen nehmen bei diesem Grade der Krankheit sogleich den bedrohlichsten Charakter an, indem anstatt gefärbten Darminhalts rasch große Mengen reißwasserähnlicher Entleerungen zutage treten. Diese reißwasserartige Flüssigkeit entstammt dem Blute und wird aus den Blutgefäßen der Darmschleimhaut ausgeschwitzt. Diesem Ursprung entsprechend führt sie zahllose Teilchen der Darmschleimhaut, sowie Blutkörperchen, Fettkörperchen, Krystalle der salzigen Blutbestandteile mit sich und verschiedene Formen von Spaltspitzen.

Ist schon im Anfangsstadium der ausgebrochenen Cholera der Darm durch Lähmung verhindert sich zu bewegen, so hat man es mit der besonders gefährlichen trocknen Cholera zu tun, bei der es zu gar keinen Ausleerungen kommt, die reißwasserähnlichen Ausleerungen der Darmschleimhaut stauen sich alsdann im Körper auf.

Der Wasserverlust durch die Ausleerungen macht das Blut dicker und mindert seine Leichtflüssigkeit. Daher geht der Blutumlauf nicht mehr so lebhaft vonstatten, als bei gesunden Menschen; der Pulsschlag, welcher anfänglich, zuweilen bis zu hundertvierzig Schlägen in der Minute, beschleunigt ward, wird langsamer und langsamer, auch die Bluterneuerung in den Lungen wird mehr und mehr erschwert und gehindert; die feinen Haargefäße in der äußeren Haut, in Augen, Nase, Lippen, Zunge, Mundhöhle u. s. w. werden nicht mehr bei jedem Pulschlage mit neuer Blutzufuhr unterstützt, daher werden die betreffenden Körperteile kalt, trocken und nehmen bläuliche Färbung an, weil die Verwandlung des dunklen venösen Blutes, in hellrotes arterielles Blut, wie sie sonst ununterbrochen in den Lungen vor sich geht, gestört ist; die Haut wird außerdem rüchzig und verliert ihre Elastizität; die Trockenheit der Zunge und Mundhöhle erzeugt jenen quälenden Durst, die des Kehlkopfs macht die Stimme schwach und rau; das ungenügende Funktionieren der Lungen verursacht Atembeschwerden, Druck und Angstgefühl.

Auch durch das Aufhören der Harnausscheidung äußert sich der Feuchtigkeitsmangel im Körper.

Dabei beweisen Muskel- und Nervensystem, daß sie in Mitleidenschaft gezogen sind; das erstere durch Krämpfe, hauptsächlich der Waden- und Bauchmuskeln, ferner durch Schwäche und später durch Lähmung; das Nervensystem durch allerlei eigentümliche Empfindungen und Schmerzen, Gefühl großer innerer Hitze, durch Sinnestäuschungen und Teilnahmslosigkeit.

Der Choleraanfall ist um so gefährlicher, je weniger der Herzschlag zu bemerken ist; doch sind Kranke öfter auch dann noch dem Tode entgangen, wenn bei ihnen vom Pulse schon gar nichts mehr zu fühlen war.

Die Periode der Besserung des Krankheitszustandes kündigt sich durch allmähliche Hebung der tiefgesunkenen Körpertemperatur an; der Pulsschlag wird wiederum bemerklicher, und was besonders wichtig ist, es tritt Harn- und Schweißabsonderung, sowie Schlaf ein und die Kräfte kehren langsam zurück. Rasches Steigen der Hautwärme und plötzliches Aufhören der Ausscheidungen sind dagegen nicht als gute Symptome zu betrachten.

Ist der Kranke 36 Stunden nach Ausbruch der Cholera noch am Leben, so kann man sich der Hoffnung auf Besserung hingeben. Die dem Tode Verfallenen sterben gewöhnlich 12 bis 30 Stunden nach dem Beginne des Anfalls. Jedoch sind die Rekonvaleszenten noch nicht aller Gefahr überhoben, wenn sie der Cholera selbst entgangen sind. Nicht selten — etwa einer unter je vier oder fünf — verfallen sie noch einer typhusähnlichen Fieberkrankheit, Cholera typhoid genannt, das wochenlang dauern und tödlich werden kann.

Von den Schutzmitteln gegen die Cholera ist unter allen Umständen das sicherste: Verlassen der von der Epidemie heimgesuchten Gegend und Aufenthalt in einer von ihr freien, am besten in einer derjenigen Ortschaften, welche durch die bisherige Erfahrung überhaupt als cholerafrei bekannt sind, wie wir sie z. B. in Deutschland in Aachen, Baden-Baden, Stuttgart aufzuweisen haben.

Da aber nur verhältnismäßig wenigen Glücklichen solche Flucht vor der Seuche möglich sein wird, so muß sich die große Mehrzahl der Bedrohten mit Schutzmaßregeln von minderer, bei ursprünglich gutem Gesundheitsstande wahrscheinlich aber vollständig ausreichender Beschaffenheit genügen lassen.

Diese bestehen in Mäßigkeit im Essen und Trinken, überhaupt in Enthaltung von Erzfessen jeder Art, sowie in Vermeidung von Erkältungen. Dabei weiche man jedoch von seiner gewohnten Lebensweise im großen und ganzen nicht ab, hüte sich vor jeder unnötigen Berührung mit bereits Erkrankten, halte sich, seine Kleidung und Wohnung so sauber als möglich, benutze nicht fremde und unreinliche Aborte, wähle zur Nahrung nur solche Speisen, welche nicht leicht Durchfall verursachen, wie alle schwerverdaulichen oder besonders wasserhaltigen Nahrungsmittel, unter letzteren Salat, rohes Obst, Gurken, Melonen und dergleichen. Als Getränk benutze man nur kräftiges, ja nicht junges Bier, und in kleinen Quantitäten guten Rum oder ein Glas guten Rotweins, auch dem Trinkwasser tut man gut etwas Rotwein zuzusetzen. Fleisch, Gemüse und derartiges wasche man mit möglichster Sorgfalt und setze alles, soweit tunlich, vor dem Genuße der Siedehitze aus. Was aus Häusern stammt, beziehentlich dort aufbewahrt war, wo Cholera herrschte, genieße man überhaupt nicht. Die Füße und den Leib halte man warm durch Flanell und wollene, auch in der Nacht nicht abzulegende Bauchbinden.

Die Abtritte und die Ausgänge in den Küchen vergesse man bei seiner Vorsorge gegen die Cholera nicht.

„Durch die Abtritte“, heißt es sehr zutreffend in Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen, „stehen die Häuser meistens mit den Abtrittgruben in direkter Luftverbindung; dasselbe ist der Fall in Küchen, deren Ausgänge in unterirdische Kanäle münden. Zumal im Winter übt das warme Haus

\*) Dreizehnte Auflage. Bearbeitet von Dr. med. Max Julius Zimmermann. Leipzig 1883. Bd. I, S. 689.

einen Zug auf alle die Gase aus, welche diesen ekelhaften Orten entstammen. Nur die wenigsten Menschen machen sich einen richtigen Begriff davon, welche Mengen von Fäulnisgasen auf diese Weise täglich und stündlich freien Zutritt in unsere Wohnungen haben können. Man hat berechnet, daß eine nur zur Hälfte angefüllte Grube mittlerer Größe, von etwa 6 Kubikmeter Inhalt in 24 Stunden  $3\frac{1}{2}$  Kilogramm, also über 3000

Liter Fäulnisprodukte an die darüber befindliche Luft abgibt. Das sicherste Mittel, die Abtritts- und Gassenluft aus den Wohnräumen abzuhalten, besteht in einem Wasserverschluß (man läßt das Rohr des Ausgusses nicht frei in die Luft, sondern in eine Schüssel ausmünden oder bringt am Ausflusse eine S-förmig gebogene Röhre an, in der stets ein gewisses Maß Wasser zurückbleibt und die Röhre gegen die äußere Luft abschließt; bei Abtritten das bekannte Wasserloset). Zur künstlichen Ventilation der Abtrittsräume empfiehlt Bettenkofer, den Abtritt als einen eigenen Zugkamin zu konstruiren, welcher in einer möglichst luftdicht schließenden Röhre vom Erdgeschoß durch das ganze Haus bis über das Dach geführt ist. In diese Haupttröhre münden in allen Stockwerken die Abtritte ein, deren Oeffnungen möglichst gut verschlossen werden müssen. In dem obersten Abtritte muß, und zwar in der Röhre selbst, eine Flamme die Luft soweit erwärmen, daß die äußere Luft von allen Seiten, also auch durch die Abtrittsöfene, in sämtlichen Stockwerken nach der Röhre zu drängt. Auch durch kleine Windmühlenflügel könnte die Ventilation der Abtrittsröhre bewirkt werden."

Bezüglich der Behandlung der bereits an der Cholera Erkrankten scheint uns von all' den vielen verschiedenartigen Methoden und Versuchen, welche bisher zur Empfehlung und Anwendung gekommen sind, gleichfalls das am meisten beherzigenswerthe, was in dem ebenzitierten vortrefflichen Werke angegeben ist.

Es heißt dort: „Die Behandlung bei ausgebrochener

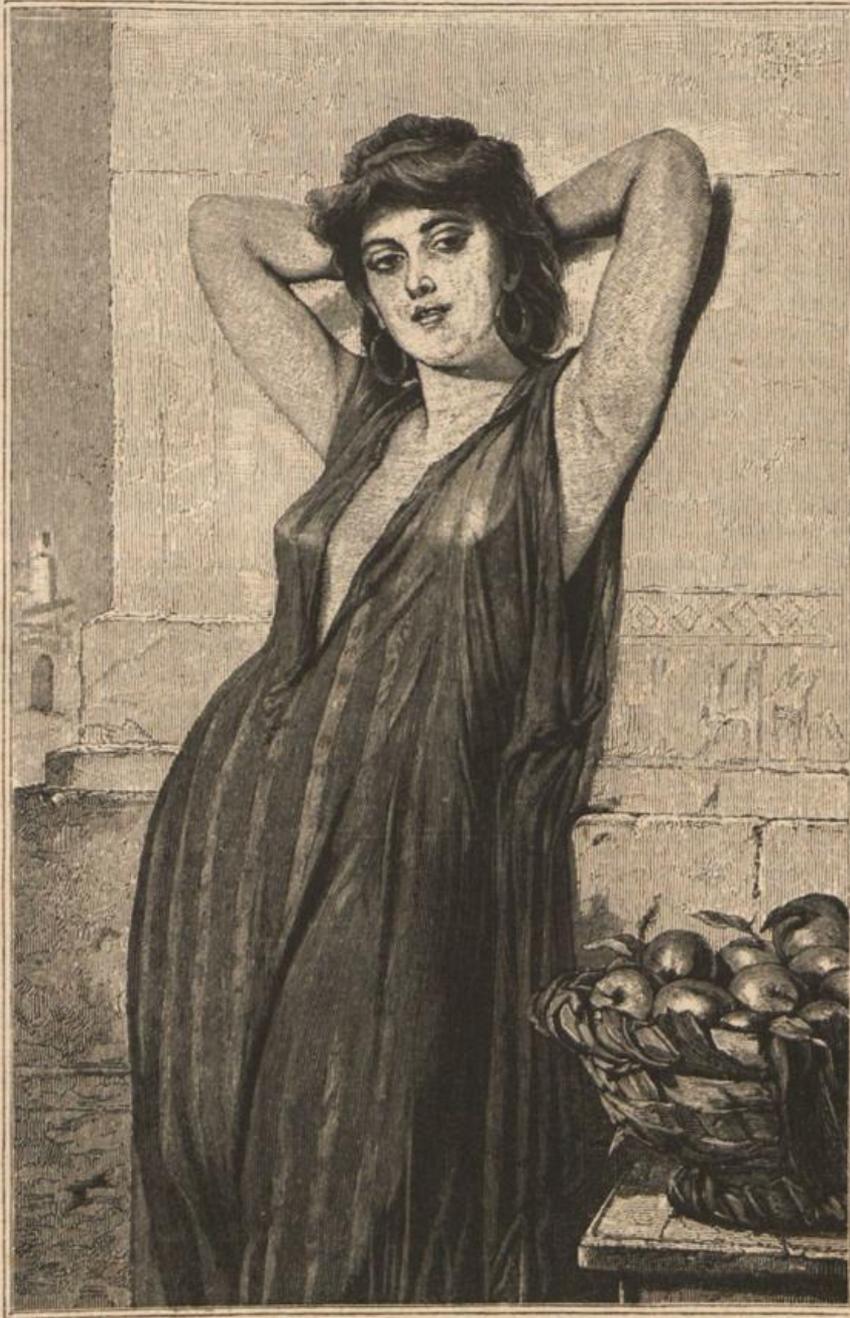
Cholera kann, da wir zur Zeit nur die hauptsächlichsten Erscheinungen derselben kennen, auch nur gegen diese gerichtet sein. Großer Wasserverlust des Blutes, Kälte und träge Zirkulation des eingedickten Blutes sind nun aber die hervortretendsten Erscheinungen, und gegen diese kann natürlicherweise nichts wirksamer als Wärme und Wasser neben Erregungsmitteln sein. Deshalb hält der Verfasser zur Zeit für die einfachste und

beste Behandlung die folgende: Bei eintretendem Durchfalle sofort ins warme Bett (Wärmflaschen), heiße Umschläge auf den Leib, Trinken heißen Tee's oder Wassers in mäßigem Grade, leicht verdauliche Nahrung. — Auch durchgeschlagene Abkochungen von Hafermehl, Gerste, Reis u. s. w. sind erlaubt; sie können mit etwas Rotwein vermischt werden. Werden Hände, Füße, Nasenspitze und Zunge kalt, dann muß das Trinken heißen Wassers oder Tee's bedeutend gesteigert werden, auch wenn ein großer Teil davon wieder weggebrochen wird. In dem Falle, daß der Puls kraftlos und schwächer wird, setze man als Erregungsmittel für die Herzthätigkeit zu dem heißen Getränke irgend ein Spirituosum (wie Wein, Rum, Spiritus). Nebenbei mag man aber den Durst und die innere Hitze durch mäßigen Genuß kalten Getränkes, wie Bier, Wasser (kohlen-saures oder mit Wein), Eis, Champagner oder dergleichen, zu mäßigen suchen. Beim Eintritt der Wärme muß mit der angegebenen heißen

und erregenden Behandlung nachgelassen werden, damit nicht zu plötzlich und nicht eine zu große Hitze eintritt; jetzt scheint Bier zum Antreiben der Harnabsonderung am meisten von Nutzen zu sein. Soviel steht aber sicherlich fest, daß, da wir die wider-natürliche Ausfuhr von Wasser aus dem Blute bei der Cholera noch nicht hemmen können, die Zufuhr von Flüssigkeit in das eingedickte Blut die Hauptsache bei der Heilung dieser Krankheit ist" \*).

(Schluß folgt.)

\*) H. a. D. Bd. II, S. 119, 120.



Mädchen aus Theben.

## Ein schnurrig Stück Menschenleben.

Humoristische Erzählung von Hans Eckart.

(Fortsetzung.)

„Siehst du,“ begann Christian seufzend von neuem, „kaum daß mir das Glück einen Augenblick gelächelt hatte, begann auch sofort wieder mein unerhörtes Pech. Ich war also in den Familienvagen aufgenommen, — aber wo sollte, wo konnte ich sitzen? Im Fond des Wagens saßen Vater und Mutter; ihnen gegenüber die beiden Töchterlein, — reizende Kinder, sag' ich dir, Hans; auf dem Vord neben dem Kutscher saß der Sohn, — es blieb nichts übrig, als daß der Kutscher sich auf den Fußboden seines Sitzes hinabsetzte und mir seinen Platz einräumte. So saß ich, aber wie hockte ich da! Hoch oben über den beiden bildhübschen Mägdelein, und mit dem Rücken ihnen zugekehrt, eine Unterhaltung pure Unmöglichkeit, dabei stets der Gefahr ausgesetzt, mit meinen ziemlich langen Rockschößen die Hüte der Mädchen zu berühren; hielt ich die Rockschöße mit den Händen fest, so klasten sie auseinander und gaben meine hellkarirten Hosen den Blicken der Wageninsassen preis, setzte ich mich drauf, so drohte bei dem beständigen Stoßen und Rütteln des Wagens und den dadurch hervorgerufenen heftigen Schwanlungen meines Körpers der Rock aus allen Näten zu gehen, — kurz, ich mochte tun, was ich wollte, so spielte ich doch auf meinem Kutschertone eine lächerliche Rolle und das Nüchtern der Mädchen hinter mir wollte denn auch gar kein Ende nehmen. Und welsch' ein Nüchtern, — gedämpfter Silberglockenklang, — wenn diese Mädchenstimmen einmal laut lachten, — das kam auch oft genug vor, — waren sie völlig bezaubernd. Lache du mich aus, so viel du willst, Hans, — ich verdien' es, da ist kein Zweifel, — aber was' nur der Umstand, daß ich solange unter den denkbar ungünstigsten Umständen ausschließlich in Gemeinschaft mit Barbaren oder beinahe Wilden gelebt hatte, — genug, ich war über und über verliebt, ehe noch der Abend kam, keine drei Stunden, nachdem ich die liebenswürdige Familie zum erstenmal gesehen.“

„In welche?“ fragte ich jetzt ganz ernst.

„In welche, ja, wenn ich das nur gewußt hätte. Ich glaube ernstlich in beide. Schelte mich nicht, Hans,“ fuhr er fort, als er sah, daß ich mein Gesicht in noch ernsthaftere Falten legte, „was kann ich Unseliger dafür? Auch Schiller liebte beide Mädchen von Lengefeld, — von Bürgers Doppelliebe gar nicht zu reden.“

„Wirst du wieder geliebt, Christian?“ examinierte ich mit unzerstörbarem Ernst weiter.

„Ich — keine Idee. Ueberhaupt diese Frage, — ob ich wiedergeliebt werde, — es ist ja längst alles vorbei, — ich habe sie seit dem einen Tage nie wieder gesehen.“

„Nun, da brauchst du also nicht mehr zu seufzen.“

„Erst recht grade, — denn es ist alles vorbei, alles, nur eines nicht, — meine Verliebtheit. — Siehst du, seit ich jetzt mit meiner Preisarbeit fertig bin, regt sich in mir wieder der Mensch, der heißblütige, lebenslustige Mensch, die lieblichen, schelmischen, entzückenden Gesichter tauchen täglich — und nächstlich in meinen Träumen — deutlicher, lockender in meinem Gedächtnisse auf, es ist mir, als ob die längst verwelkten Blumen, die sie mir zum Abschiede auf dem Bahnhof in Eisenberg, wohin mich noch selbigen Abend die ganze liebenswürdige Familie begleitete, gegeben hatten, wieder zu duften begünnen, — ich bin also verliebt, hoffnungslos verliebt, so hoffnungslos wie nur je ein Mensch, oder wahrscheinlich wie nie ein Mensch vor mir.“

„Na, aber Christian, so schlimm ist die Sache doch nicht, — suche die ungeheuer liebenswürdige Familie auf, wähle dir von den zwei Mädchen vorläufig eines, — ungefähr so wie es Schiller gemacht, auf solche Abwege wie Bürger wirst du hoffentlich nicht kommen, — und heirate sie, wenn's eben nicht anders sein kann.“

„Schweig, ich bitte dich, schweig mir vom Heiraten, Hans.“

— ich heirate ganz gewiß nie. Ja wenn ich wählen könnte, vielleicht würde dann noch alles gut, aber dazu müßte ich wieder mit der Familie zusammenkommen, und dazu müßte ich wissen, wo sie wohnt, wie sie heißt —.“

Diesmal vermochte ich meinen Ernst nicht mehr zu wahren, ich lachte laut auf.

„Du bist ein Prachtkerl, Christian,“ rief ich. „Liebt der Mensch zwei Mädchen auf einmal und kümmert sich nicht einmal darum, wie sie heißen und wo sie wohnen — —“

„Gekümmert habe ich mich schon darum, aber ich war damals, als ich plötzlich aus wochenlanger Höllenqual befreit wurde, so entzückt, verwirrt und verlegen zugleich, daß der Name, den mir der joviale alte Herr nannte, an mein Ohr schlug, ohne in meinem Gedächtnis haften zu bleiben. Ich glaubte ihn zwar zu wissen, als ich mich aber seiner erinnern wollte, es war auf der Eisenbahnfahrt nach einem tiefen Schlaf, in den ich kurz nach meiner Abfahrt von Eisenberg verfallen war, — wir hatten noch auf die fröhliche Bekanntschaft und auf ebenso fröhliches Wiedersehen eine erkleckliche Anzahl Flaschen köstlichen Weins geleert, — da war er wie ausgelöscht. Anfänglich tröstete ich mich mit dem Entschluß, innerhalb der nächsten sechs Wochen auf einige Tage nach Eisenberg zurückzukehren und die Familie aufzusuchen, — aber das verhinderte die unglückliche Preisarbeit, die in Angriff zu nehmen, mein alter Oheim mir auf das dringendste anriet. — Als ich damit einmal begonnen, nahm mich das interessante Thema und der Ehrgeiz, den Preis zu erringen, gefangen, — ich vergrub mich in die Bücher und schaute nicht auf, dachte über nichts anderes nach, bis die Arbeit endlich, weil der festgesetzte Einlieferungstermin vor der Tür stand, abgeschlossen werden mußte, und nun, da der Bücherwurm wieder Mensch wurde, war's zu spät. Ich bin freilich in Eisenberg gewesen, habe nach einer Familie mit zwei Töchtern und einem Sohn, der junger Student war, überall geforscht — —“

Er hielt inne, seufzte wieder tief auf und zuckte verzweifelt die Achseln.

„Du fandest keine Spur einer solchen Familie, — wenn du nicht gar zu ungeschickt gesucht hast, ist das kaum denkbar. — —“

„Im Gegenteile: ich habe zu viel Spuren — — vier, fünf solche Familien entdeckte ich, — alle natürlich abgereist, — eine zu vorübergehendem Aufenthalte hier am Orte. Diese suchte ich zuerst auf, — alles stimmte: eine behäbige Mutter, ein behäbigerer, urgemüthlicher Vater, ein flotter, nur zu flotter Bruder Studio, zwei Töchter, — aber alle hatte ich, — alle hatten mich noch nie im Leben gesehen, und die Töchter — o du mein grundgütiger Himmel! — gut mögen sie sehr sein und entgegenkommend sind sie auch sehr, — aber hübsch waren sie nie, — lang, erschreckend mager, — mindestens schier dreißig Jahre, — das war mein erster Fund. Die zweite der Familien schien mir ganz sicher die rechte zu sein, der Name klang mir, je öfter ich mir die Sache überlegte, desto bekannter, endlich hätte ich fast schwören mögen, die müßtens sein, — leider wohnten sie weit entfernt, deshalb konnte ich mich nur brieflich melden. Ich schrieb also, daß ich mich mit Freunden der frohen Stunde und aller Freundlichkeit erinnere u. s. w. Acht bange Tage wartete ich, dann kam ein Brief, der mir in gar nicht mißzuverstehender Weise mittheilte, daß man mich für einen Narren hielt, man habe einen Menschen meines Namens nie gesehen und wünsche, wie wörtlich zu lesen stand — mir „künftig die Mühe des Brieffschreibens nicht mehr zu machen.“

„Und die übrigen Familien?“

„Von einer erhielt ich gar keine Antwort. Der vierte Familienvater endlich schrieb mir kurz und bündig: Wir hatten zwar das Vergnügen, in Eisenberg einen angenehmen jungen

Mann kennen zu lernen, dessen ich mich schon deswegen sehr wohl erinnere, weil er mir die Ehre erwies, sich von mir zwanzig Taler zu borgen und dann ohne Abschied abzureisen, aber dieser nannte sich damals nicht Christian Gutenbier — sondern Klemens Rosenfeld. Sollten Sie, geehrter Herr Gutenbier, diesen lebenswürdigen Jüngling zufällig kennen, so haben Sie die Güte ihm mitzuteilen, daß wir noch leben und gesund sind.“

„Tragisch — ungeheuer tragisch,“ lachte ich. „Der hielt dich offenbar für den verkappten Klemens Rosenfeld.“

Christian nickte. „Habe ich nun nicht recht, daß ich der größte Pechvogel unter der Sonne bin?“

„Tröste dich, altes Haus, wenn du den Preis gewonnen hast, bist du ein gemachter Mann und bekommst Frauen so viel wie ein türkischer Pascha. Man greife nur nach Mädchen, Kronen, Gold — sagt der alte Goethe und der versteht's, wie nur einer.“ — Er schüttelte betäubt den Lockenkopf.

„Helene oder Hedwig — heißt meine Lösung for ever. Und dann dieses Wenn, — dieses unglückselige Wenn —, es sind über ein Duzend Preisbewerber aufgetreten, — da wär's schon ein Wunder, wenn ich das enorme Glück hätte, unter Zwölfen der eine Glückliche zu sein — bei meinem Pech ist gar nicht daran zu denken, und zu allem Ueberfluß kenne ich die Schwächen meiner Arbeit, — das ungeheure Material, — die massenhafte Literatur des Gegenstandes vermochte ich in der kurzen Zeit nicht zum fünften Teil zu bewältigen, obgleich ich Tag und Nacht und mit fieberischer Hast studierte — eine Stämperarbeit ist es, die ich geliefert habe, weiter nichts, — ich habe schon die Hoffnung aufgegeben, daß sie auch nur lobend erwähnt wird.“

Ganz trostlos schaute er vor sich nieder.

Meine aufmunternde Zusprache vermochte nichts über seine hoffnungsarme Zaghaftigkeit. Gesenkten Hauptes und düstern Blicks ging er neben mir her heimwärts. — —

Wir sahen uns längere Zeit nicht wieder, da ich verreisen mußte und ihn erst nach drei Wochen aufs neue besuchen konnte. Er schaute nicht minder trübselig daren, als vordem, vielleicht noch trübseliger. Jetzt wäre für ihn alle Hoffnung vorbei, meinte er; und dann schüttete er mir sein Herz aus.

Der arme Christian Gutenbier hatte neben seiner Leidenschaft für die zwei unbekanntenen Mädchen, oder vielmehr lange vor dieser Leidenschaft schon einen Lieblings- und Lebenswunsch gehabt: er wollte Geschichtsforscher werden.

Schon in seinen frühen Kinderjahren hatte diese Neigung sich mehr oder minder deutlich dokumentirt, — er war von früh auf ein Sammelfanatiker inbezogen auf alles Gedruckte gewesen. So sehr er an Sauberkeit gewöhnt war und stets darauf gehalten hatte, war ihm doch niemals ein Wurst- oder Käsepapier zu schmutzig gewesen, es prüfend durchzubuchstabiren und dann sorgfältig aufzubewahren. Daneben führte er, fast seit er schreiben konnte, ein Tagebuch, worin nicht nur alle wichtigen und unwichtigen Ereignisse seines eigenen Lebens, sondern auch des Lebens seiner Verwandten und Bekannten auf Tag und Stunde und jeder begleitende Umstand zu lesen war. Mit der Geschichte aller Völker des Erdballs, soweit sie eine Geschichte haben, war er, als er noch junger Gymnasiast war, völlig vertraut; was ihm in der Schule von der Weltgeschichte gelehrt wurde, genügte ihm nie, sein Studium ging stets weit über die Ziele des Schulunterrichts hinaus. Als Schüler der oberen Gymnasialklassen machte er schon alle ihm nur erreichbaren Bibliotheken unsicher, stöberte in alten Scharteken umher und schleppte Berge von Notizen zusammen über Dinge und Ereignisse, von denen kaum ein Mensch noch etwas wußte.

Daher war denn auch sein Hauptstudium auf der Universität die Geschichte gewesen und in seinen „kühnsten Träumen“ hatte er sich stets als Geschichtsprofessor auf irgend einer angesehenen Universität vor einem weniger zahlreichen als verständnisvoll lauschendem Auditorium gesehen, dem er die überraschenden Resultate seiner tiefgründigen Forschungen vortrug.

Seine Eltern waren früh gestorben, Vermögen hatten sie ihrer zahlreichen Kinderschaar nur blutwenig hinterlassen können.

Der Vater war Gymnasialoberlehrer gewesen und hatte sich über die ungezogenen Duben der vornehmen Lehranstalt, an der er wirkte, die Schwindsucht angeeignet, soweit er sie sich nicht mit unermüdelichem Privatunterrichtgeben angearbeitet hatte.

In die kleine Hinterlassenschaft teilten sich die drei älteren Schwestern Christians, für die vier Söhne blieb kein Heller übrig. Der eine war Kaufmannskommis, — dieser schlug sich eben so leidlich durchs Leben. Der zweite lernte die Oekonomie und wollte dereinst Wirtschaftsinspektor werden. Der dritte — mein Freund Christian, war zur Zeit als Vater und Mutter starben, — der Vater im Frühjahr, die Mutter im Herbst — Primaner gewesen. Er mußte froh sein, daß ein gutmütiger Oheim, der Bruder seiner Mutter, sich seiner annahm, ihm für fünf Jahre eine Unterstützung von jährlich 300 Mark aussetzte und ihn weiter studiren ließ.

Der Onkel war nicht nur ein gutmütiger, sondern auch ein verständiger Mann. Nach einer wohl etwas wild verlebten Jugend, deren Wirrsale ihn — man konnte nicht recht erfahren, weshalb — nach Amerika geschleudert hatten — war er ein mit großer Energie nach gesichertem Auskommen strebender Mensch geworden; und es war ihm gelungen, ein ziemlich beträchtliches Vermögen teils zu erarbeiten, teils zu erheiraten. Letzteres hatte er ihm Laufe von sechszehn Jahren dreimal getan, — jede der drei Gattinnen hatte dem Vermögenden Vermögen zugebracht, wie Kundige wissen wollten: die zweite mehr als die erste, die dritte mehr als die zweite. Die erste starb nach neunjähriger kinderloser Ehe, — die zweite im ersten Wochenbett und ersten Ehejahre, — die dritte nach fast vierjähriger an den Folgen eines großen Schreckes, — bei der Heimfahrt von Amerika nach Deutschland strandete ihr Schiff und wäre mit Mann und Maus zugrunde gegangen, wenn ihm nicht ein anderes Schiff noch im letzten Augenblicke zu Hilfe gekommen wäre. Mit der noch jungen Frau starb das letzte Kind, das sie ihrem bereits alternden Manne zu schenken hatte hoffen dürfen. Das Schicksal hatte beschlossen, daß Onkel Tosta kinderlos bleiben sollte.

Das Unglück in der Ehe hatte den Onkel verschlossen und fast menschenscheu gemacht. Sein gutes Herz zwang ihn oft genug, sich der Menschen anzunehmen, aber er tat es am liebsten, ohne mit ihnen persönlich in Berührung zu kommen. So bekam ihn auch der Nefse gar nicht häufig zu sehen, — um so pünktlicher wurden die 25 Mark alle Monate für diesen bezahlt, welche der Onkel bewilligt hatte.

25 Mark monatlich war wenig, denn es war genau die Summe, welche Christian der Familie, bei welcher er wohnte, als Pensionsgeld zu zahlen hatte. So war ihm Wohnung und Nahrung gesichert, — für Kleidung sorgte der Onkel stets rechtzeitig auch, und für seine sonstigen kleinen Bedürfnisse sollte er sich das Geld erarbeiten, hatte der Onkel gesagt.

Das hatte er denn auch getan, — er hatte, dem Beispiel seines Vaters folgend, schon als Gymnasiast Privatstunden erteilt; als Student fuhr er damit fort. Auf der Universität kam ihm, dem Sohn des staatlich angestellten Oberlehrers ein Stipendium zu Hilfe, das ihm erlaubte, seiner Herzensneigung zu folgen und sich langsam eine recht gute Bibliothek historischer Werke anzuschaffen.

So hatte er denn zu leben und zu studiren vermocht — fünf Jahre lang. Nun stand er am Schlusse seines achten Universitätssemesters, — ein Jahr von jenen fünf hatte er noch auf dem Gymnasium zubringen müssen, — die Stunde der Lebenswende konnte jeden Augenblick schlagen.

Onkel Tosta, der Amerikaner, war gutmütig und verständig, aber noch mehr energisch und einer jener praktischen Menschen, wie sie amerikanisches Leben und Treiben so vielfach erzeugt, — er wollte stets greifbare Resultate jedes Arbeitens und Strebens, auch jedes Studirens und geistigen Schaffens sehen. So war es denn nur natürlich gewesen, daß er sehr entschieden den Kopf geschüttelt hatte zu Christians Voratz, Geschichtsforscher und wenn möglich sogleich nach Beendigung des Universitätsstudiums Privatdozent zu werden.

„Gelehrte Hungerleiderei,“ hatte er unwillig vor sich hingebremmt, „überhaupt dummes Zeug, — dieses Bibliothekstaubschlucken als Lebensberuf, — ins volle praktische Menschenleben hinein, — Lehrer werden, — Gymnasialprofessor, — dann Direktor, — vortragender Rat im Unterrichtsministerium, — das ist noch allenfalls etwas, wenn einer schon einmal vernagelt genug war, die dumme Philologie zum Beruf zu erwählen.“

Gegenwärtig nun war's — wie Christian mir berichtete — sicher, daß sein Dufel die Hand von ihm abziehen werde, für den Fall, daß er — Christian — auf seinem Willen beharre, als Universitätslehrer eine minder zukunftssichere Laufbahn einzuschlagen.

„Und du kannst dir denken, Hans,“ setzte er mit einem Gesichte, wie ein zum Tode Verurteilter hinzu: „daß ich jetzt, wo ich aus der Preiskonkurrenz ganz sicher ohne jeden Erfolg hervorgehe, am allerwenigsten Aussicht und auch Lust habe, den Ohm um weitere Unterstützung zur Erfüllung meiner Wünsche zu drängen, — überhaupt bin ich zu alt, um länger von Unterstützungen leben zu können, — auch habe ich nicht mehr den Lebensmut — weder um dreist und auf gut Glück einer zweifelhaften sorgenvollen Zukunft entgegenzugehen, noch um mich in die Misere eines Schulmeisterdaseins, — die mir das Beispiel meines armen Vaters nur allzusehr verleidet hat — zu stürzen. Mit mir ist es aus, — ehe es noch so recht angefangen hat, — sage ich dir, Hans.“

„Aber Christian, — das ist ja doch toll, — du hast nicht mehr den Lebensmut, — wer hat dir ihn geraubt, — doch nicht die im Grunde bloß komische Geschichte der allerdings ziemlich hoffnungslosen doppelten Liebe zu dem unbekanntem Schwesterpaar?“

Er seufzte, daß es einen Stein hätte erbarmen können. „Mir ist diese Sache gewiß nicht komisch, — du weißt, wenn mich einmal ein Gedanke oder gar ein Gefühl gepackt hat, so läßt es mich nimmer los. Und so ist's hier erst recht — die Mädchenbilder umgaukelu mich bei Tag und bei Nacht, — sie sind jetzt noch mein einzig Glück und doch auch mein größtes Leid.“

Ich nahm ihn bei der Schulter und schüttelte ihn derb.

„Mensch, raffe dich auf, — zunächst hinaus aus deiner

düsteren Klausur — da draußen lacht ein wunderbarer Sommertag, — hinaus in Wiefengrün und Waldesduft und unter frohe, lebenslustige Menschen.“

Er folgte widerwillig.

„Die Menschen wollen von mir armen Schlucker nichts wissen, mein trübseliges Gesicht und meine hoffnungslose Zukunft lassen sie kalt und in vornehmer Nichtachtung an mir vorübergehen, und wenn einer es der Mühe wert hält, bei mir stüchtig stillzustehen, so geschieht es fast immer nur, um über meinen Unglücksnamen einen möglichst schlechten Witz zu reißen.“

„Schweig mir nur von diesem Thema, — die Menschen sind nicht so schlecht und so gleichgültig gegen dich, die Welt ist nicht so düster und trostlos, als du dir einredest. — —“

Inzwischen waren wir auf der Straße angekommen und schritten langsam fürbaß dem nächsten Tore zu.

Wie um meine Worte zu bestätigen und Christians verzeiwerkelt Auffassung zu widerlegen, lachte die Sonne so strahlend hell und ohne alle sengende Glut, nur wohlthuend, nicht belästigend hernieder, und die Menschen, welche wir gleich uns der frischen Parkluft vor dem Tore zustrebend trafen, zeigten alle frohe Gesichter, lachten und scherzten, daß es eine Lust war.

„Wie wird dir, Christian?“ fragte ich.

„Immer übler zu Mut,“ entgegnete er. „Der Kontrast dieses glänzenden Sonnenlichts und dieser lachenden Menschen gesichter zu meiner Stimmung ist zu grell. Dazu das Bewußtsein, daß sich von all den frohen Menschen der ganzen Welt kein einziger um mich kümmert — —“

„Ei guten Tag, mein verehrter Herr Gutenbier,“ tönte eine wahre Donnerstimme in Christians Worte hinein.

Neußerst überrascht schaukelten wir beide uns um. Hinter uns stand ein älterer Offizier, der Major von Zahlen; das allezeit wetter- und weingeröthete Gesicht war in die jovialsten Falten gelegt und seine mächtige, weißbehandschuhte Rechte Christian entgegen gestreckt.

Christian stotterte in höchster Ueberraschung ein paar unverständliche Worte. Er hatte alle Ursache überrascht zu sein, der Major, Vater von sechs als Schönheiten berühmten Töchtern, hatte sich fast nie um ihn gekümmert, obgleich Christian ihm auf einem Universitätsballe vorgestellt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

## Die blaue Blume.

Eine Sommernachtsphantasie.

Von Dr. Albert Lindner.

Es war einmal — wer hat es gesehen? Wer hat es erlebt? Niemand. Und doch war es einmal! Wenn du es findest, wenn's dir „passirt“, untersuch es nicht! Deut' es nicht! Sonst necht es und äßt es und ärgert dich — lange drüber hinaus. Du mußt es hinnehmen — gläubig mit Kindesherzen, und wär's mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde. Es ist wie der Regenbogen, den du von fern an einer Felswand siehst; kommst du näher, so schwindet's weg und du bemerfst am Felsen nur lichten, wolkigen Dunst. Es ist wie die Libelle, die über dem Dache flattert: in allen Regenbogenfarben spielt sie vor deinem entzündeten Auge. „Muß das ein schönes Geschöpf sein,“ denkst du. „Die willst du doch einmal näher betrachten!“ Du fängst das schillernde Tierchen mit der hohlen Hand, und was hast du nun? Ein traurig-graues, beinahe ekelhaftes Insekt! Nur wer sie glaubt, dem leben die Götter, dem werden die Wunder wahr. Bist du das nicht imstande, dann lege das Blatt weg und vertiefe dich lieber in die Lösung einer algebräischen Aufgabe. Denn was ich dir anbiete, ist eitel unnütze Phantasterei, nützt keinem was und ist auch nicht geschrieben für einen ernsthaften, trocknen, logischen Denker wie du es bist. Du würdest nur irre an mir und an dir, weil ich dazu eine so ernste und aufrichtige Miene mache. Das liegt eben daran, weil mir die Sache Wahrheit ist, die dir eine Phantasterei zu sein scheint. Ich führe dich in den Mondschein hinaus, in die schwüle, quellende Juninacht. Setze dir eine Kappe auf, damit du den Mondstich nicht bekommst, und wenn Gespenster erscheinen sollten, so sprich dein Stoßgebet: „Zweimal zwei ist vier,“ oder: „Es regnet. Was folgt daraus? Mein Kopf wird naß. Du geheimnisvolle, wunderbare Wahrheit, beschütze mich!“ Ich kenne dich. Du bist einer von denen, welchen man kein Glas 1868ger Hochheimer Domdechanei vorsetzen darf, wenn man dir nicht zu sagen weiß, wieviel Prozent Alkohol, Zuckersstoff, Spirit und Wasser dabei sind, denen man keine duftende Blume unter die Nase halten darf, wenn man dich nicht

zu benachrichtigen weiß, in welche Unterabteilung einer Binnenschen Hauptabteilung sie gehöre. Gehe du in den hintersten Winkel deines Studierzimmers, wohin kein Sonnenstrahl fällt, nimm einen Schweinsledernen Folianten herbei und laß dir durch die Nagd ein Glas Brunnenwasser zur Stärkung holen. Mit dir bin ich fertig.

Deiner Mensch sieht mich so hochmütig an im überlegenen Bewußtsein seines Wissens. Ich will ihm doch etwas Erlebtes erzählen. Wenn er soviel gelernt hat, wird er mir die seltsame Geschichte zu deuten wissen. Ging ich da neulich durch eine Waldschlucht, an deren Eingang eine kleine blaue Blume ihren schwachtenden Kelch zu den Sternen hob. „Höchstens indische Lotus,“ schnarrt es hinter mir, „sonst wüß' ich nicht, welche Spezies des Nachts ihren Kelch nicht schloße oder wenigstens zur Erde senkte!“ — Die Blume duftete stundenweit, und ein Klingen und Singen schwall um sie her, je näher der einsame Wanderer an sie herantam. — „Dummheit! Phantasterei! Einbildung!“ murmelte es hinter mir. — Ich verlenkte mein Auge in den Kelch, und wie ich es wieder hob, schien mir die Umgebung verwandelt. Alles hatte Sprache, Gestalt gewonnen. Von allen Seiten lachten, lächelten, grinsten Gesichter zu mir her, winkten Finger mich heran, rauschten Lieder mir zu Ohr. — „Lassen Sie mich zufrieden!“ schreit der Kerl hinter mir. „Das können Sie Narren weiß machen. Die Zeiten des romantischen Dufels, der Tied, Brentano, Novalis sind vorüber, wir leben im Zeitalter der Aufklärung und der Wissenschaft.“

Ich achtete nicht weiter auf den Phylister, der mir folgte, sondern betrat die Schlucht. Finsternis lagerte sich, wohin der Fuß trat, feuchtes Moos quoll unter der Sohle, als schritt ich über den Rücken des schlafenden Lindwurm, den Siegfried schlug. Kleine lichte Pünktchen schimmerten zahllos über meinem Haupte an Stellen, die der ragende Busch der Tannen auf beiden Wänden der Schlucht nach oben freiließ. Plötzlich blieb ich stehen und schauerte. „Siehst du nichts?“ fragte ich leise nach hinten. „Was, Verehrter?“ frug es kalt und spöttlich zurück. Aus der Felswand reckt sich ein Arm, dürr und mager, spreizt die Finger nach uns, glüht mich unheimlich von oben an — ich erkenne deutlich das schenklische Profil der Waldhege, die über den Wald sich



Trinken in der Schenke. (Seite 580.)

neigt. — „Krummer Tannenaast!“ schnarrt es hinter mir. — Aber die Augen, grünlich, hämlich, lauernd wie Augen des Katers, der sich zum Sprung auf das spielende Böglein rüstet! — „Zwei Johannwürmer, du Schafskopf!“ — Und auf der anderen Seite lauert einer, hat einen mächtigen Büdel, den dicken Kopf auf den Schoß geneigt. — „Erlaubst du?“ — Aber die Nägel an den Fingern! Dehnen sich fuklang vor ihm am Boden hin! — „Blätter des Stumpflattichs!“ — Nein, es ist ein Verzauberter, ein Prinz, vielleicht! Siehe, wie ihm Diamanten vom Kleide tropfen, Perlen in tausendfadem Glanze vom Haupte rieseln! — „Kleine Waldquelle, die dort vom Felsen fällt!“ — Es ist Elfenkönigs Gebiet, dort das Portal seines Wunderschlosses. Deutlicher schimmert der Eingang. — „Ausgang aus der Schlucht.“ — Zwei Gnommen halten Wache, an die Pforte gehockt! — „Weidenstumpfe.“ — Rings her quirlt es, wiegt sich, weiße Gewänder flattern, zärtliche Mädchenarme winkeln! — „Nebelregen um die Stämme der Tannen. Der Kerl ist total verriickt!“ — murmelt der Begleiter, dessen Gefühllosigkeit mein Blut erregt. — „Hörst du die Musik im Schloß, das Geräusch eines Festbanketts!“ — „Die Erlensblätter rauseln im Abendhauch.“ — Und da wohnt einer den Wächter auf der Zinne, daß sich Sterbliche nahen dem Elfenkloß: Necke den Kopf! Wecke, wecke die Garrrede! — „Wiesenfrösche dort in der Niederung.“ — Trunk! Trunk! Trunk! ruft eine durstige Ritterkehle im Bankettsaal! — „Eine Aule im Sumpfe dort!“ — Daß du verdammt wärest mit deiner Katederweisheit, rief ich hinter mich, beeilte meinen Schritt, um des mürrischen Lehrmeisters ledig zu werden, und trat durch das Felsenportal, weil ich mutig allen Gefahren im Zauberschloße trozen wollte — in die breit vor mir gelagerte Landschaft. In der Nähe rieselte ein Wiesenbach seines stillen träumerischen Wegs. Felder vom Korne schwellend wiegten sich um mich her und die würzige Blüte des Roggens füllte die weiche Luft. Oben hing die silberne Mondscheibe und mühte sich vergeblich, durch das Blätterdach zu lugen, welches die Erlensbüsche über den spielenden Bach gewoben, der wie ein launischer eigenwilliger Knabe tat, immer tollend, immer schwanzend, immer tänzelnd. Wo ein Zweig sich zum Wasser bog, hob er sich und holte sich einen flüchtigen Kuß. Wo ein Stein ihm im Wege lag, fing er zu schäumen und zu zanken an. Plötzlich ward es stiller, das seuchte Kind. Es schien vom Spiel einschlafen zu wollen, und unhörbar schlief seine Welle zwischen den Ufergräsern hin. Der Mond wob Silberfäden durch das Laubwerk der überhängenden Erlensbüsche, und wiegte, wo keine Blätter wehten, sein eitles Narcissusantlitz auf dem Wasserpiegel. Und reger ward's in den Lüften über mir, und auf des Mondstrahls goldener Leiter stiegen viel tausend helle zierliche Gestalten zur Erde nieder mit geschäftigem Tun. Und nun begann ein wunderbares Werk. Da ballten sie, die stillen Juweliere, den nächsten Tau zu Tropfen, hängten sie an Palmespitzen auf, die, so beträunt, wie trunkene Becher hin und wieder schwanken; schmückten damit als wie mit Brautgeschmeid auch schlafende Blumen, ihre Freundinnen. Und andere Schaaren flogen über Felder voll üppigen Kornes und wehten geschäftig den giftigen Rehtau von den schweren Nehren, und wo die Loh' pechatemend und ersäufend, an böser Sternen tödlichem Strahl gebrant, um, wie die Schlange ihr Opfer, Gesträuch und Bäume tödend zu umwinden, da schlossen sich die Wesen eng zusammen und breiteten die Flügel drüber hin und schützten mit dem Flügelschirm die Früchte. Und tausend andere trugen Farb und Pinself und hülchten emsig durch Gestrüpp und Dorn und malten dort noch einem Erdbeerlein die Wangen rot, daß es dem artigen Knaben am Morgen aus dem Busch entgegen glüht, und tupften hier noch eine Noje schnell, daß sie bereit sei, früh die volle Brust der Müllerin zum Kirchengang zu schmücken. Auch schleppten andere sich mit Honigtrügen und gossen alle Blumenkelche voll. Aus Eimerchen, gefüllt mit süßer Würze, besprengten sie die Gräser und besorgten, sowie ein Wirt, durch seiner Gäste Reich'n hindurchschreitend leere Gläser wieder füllt, so jene im großen Gasthaus der Natur für Meister Burm den Tisch und für Frau Biene. — Doch wie der Schaar der Männer und der Frauen zur Sommerzeit, wenn sie die Wiesen mähen, hinauf aufs Feld ein Haufe Kinder folgt, mit müßigen Spielen sich im Graze tummelnd, wenn jene rührig bei der Arbeit stehn, und wie der Drohnen faules Volk im Stod: so trieb sich hier ein loses Bolkchen um, mitwilliger Spiele froh, die schelmischen Nachzügler jener gegenstreuenden Schaaren. Im Nebel quirlend webten sie behend sich Klappen daraus und Mäntel toll geformt, phantastische Gebilde, die den Blick des Wanderers äffen und vom Wege loden. Und wieder andere stochten bunte Bilder aus luftigem Traunzeug und versenkten sie tief in den Fluß, daß sie des Träumers Auge betört hinabziehe in die grünen Wellen. — „Haben Sie keine Prife?“ fragte der Lange, Graue hinter mir und steckte seine eminent lange Nase über meine Schulter. Ein brauner Schnupftabakstropfen hing an ihrer Spitze und blitzte im Mondlicht. Eh' er auf meinen Rod fiel, machte ich eine Wendung und erwiderte kurz und bündig: Nein. — „Der Nebel steigt von den Wiesen auf, man wird sich einen Schnupfen holen bei alledem.“ — Holen Sie sich ihn! rief ich ärgerlich und schritt weiter. Zwischen den Büschen ward es lebendig. Weiterinnen in blauem Harnisch, den funkelnden Helm auf sitzenden Loden zogen über die nebelnden Wiesen hin. Löwen sprangen ihnen zur Seite wie Rüden dem Jägerzug. — „Ist denn das möglich, daß es schon 1 Uhr vorbei ist?“ — Bunte Papageien schaukeln sich auf den Ästen und jeder plappert ein anderes Märchen aus Inderland; seltsame Vögel schwirren durch die duftende Luft. Schloßer niden von Bergeshöhen, aus Glas und Krystall gebaut. — „Hören Sie, über eine gute Taschenuhr geht gar nichts.

Jah wache alle Morgen mit dem letzten und sechsten Turmglockenklage auf, und da bringt mir das Mädchen auch pünktlich, keine Minute später, den Morgenkaffee, und so weiß ich immer, woran ich mit der Zeit bin.“ — Aus den Schießscharten gucken kleine Zwerge mit großen Wackelköpfen, Fontänen gehen unten im Tal spazieren, aus ihren Röhren sprudeln funkelnde Blumen in die Luft. — „Sie iren Sie wiederum, mein Bester. Zwei dralle Dorfmäzde spülen ihre schmutzige Wäsche am Bache dort.“ — Ein Konzert von Düften wallt durch die Luft, die Natur ein einziges Orchester um mich her vom Warm hinauf bis zum Sonnenball, der durch den Weltraum donnert. — „Kohlenoxyd-Gas, wie die Spektralanalyse für uns entdeckt hat.“ — Ich werde toll! Milliarden von Genien tummeln sich müßig in diesem Aeter, ist denn keiner, der mich von diesem Gewäch erlöse? — „Gewäch? Ha gut, daß Sie mich dran erinnern: ich muß morgen meine Hemden zur Wajchfrau schicken — ausgezeichnete Shirting.“ — Volle Wut sah ich mich nach einem Entrinnen um. Im HOLLUNDERBUCH schluchzte eine Nachtigall ihre langgezogenen Schmerzen in die nahende Morgenluft. Mein Begleiter machte seine kurze Pfeife zurecht und fing an mit Stein und Stahl zu hantieren. Aber der Schwamm wollte nicht saugen. Roffig spielten die ersten, kaum geborenen Morgenjonnentlichter im Laubdom über mir. Von ihrem Golde gleißte die stille Welle des Baches. Der ersten Neßung nach, auf den dampfenden Rand des Waldes zu, wiegte sich lautlosen Flugs die Mandelkrähe. — Auf der Chaussee drüber fuarte ein Fuhrmannswagen. — „Der Kerl muß Feuer haben. Guten Morgen!“ rief der Graue und stapfte mit seinen langen Beinen durch das tauenuchte Gras auf den Wagen zu. Ich war ihn los, aber mich fröstelte. Mir war wie einem Ballgast, der aus den traulichen Festräumen, wo blaue Augen loden und roter Wein in geschliffenem Glase funkelt, hinausgetreten in die Morgenluft. An die blaue Blume dacht' ich wieder daheim, als ich den Erlensbüschen der Nacht nachschaun. — Unsere Schriftsteller gedenken ihrer, wenn sie von der Romantik reden. Woher haben sie diesen Ausdrud? Literarisch läßt sie sich zuerst nachweisen in dem Romane „Heinrich von Ofterdingen“ von Hardenberg (Novalis). Da spielt sie die Rolle jene Wunderblume

Mit ihrem Kelch so tief,  
In dem das Zauberveisen  
Der deutschen Dichtung schlief —

wie ein späterer Dichter sie interpretirt hat. Aber gefunden hat sie noch niemand. Auch Novalis sah sie nur im Traume, und als er sich bückte, um sie zu pflücken, verwandelte sich der Blumenkelch in ein süßes Mädchenantlitz. Die blaue Farbe hat es uns angetan, das Ewige, das Mystische, das Unbegreifliche kleidet sich in ihre Livree. Sie ist das Sinnbild der beiden Unendlichkeiten, die unser Leben einschließen, der Unendlichkeiten nach vorn und nach rückwärts. Nimm ein Boot am Golse von Neapel und fahre hinaus in die Wasserwelt, nach Capri zu. Der blaue Himmel hebt sich über dir, eine unmeßbare Höhe. Tie blaue Meerestiefe senkt sich unter dir, und dein Auge ermißt den Grund nicht. Nur die Welle, über die dein Boot gleitet, ist Gegenwart, das Boot dein Leben.

Auch die Slaven haben einen Mythos von der blauen Blume, die versteckt in den Gräsern der Steppe sich dem Wanderer nur durch den süßen Geruch verrät. Viele haben nach ihr gesucht, viele suchen noch heute. Aber wehe dem, der sie jemals fände! Es hätte die Wirkung auf ihn, wie das verschleierte Bild zu Saiz auf den Jüngling: aller Farben und Blüten entkleidet sah er die Schöpfung vor sich liegen, und was ihm ein schöner, süßer Mädchenteib früher erschienen, stellte sich ihm dar als ein wüster Haufe von Knochen, Muscheln, Fasern und Sehnen. Für alle kindlich unbefangenen Gemüter — und das waren die echten Dichter von Aueginn und immerdar — gilt, was der Dichter sagt:

Rur der Irrtum ist das Leben  
Und das Wissen ist der Tod.

## Unsere Illustrationen.

**Der heimkehrende Soldat.** (Seite 561.) „O schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt.“ Wenn aber die Heimkehr unter Umständen erfolgt, wie sie unser Bild zeigt, so hat die Schönheit eine sehr häßliche Karbe. Die Sache ging nämlich so zu. Unser Held, der schon mehrfach blessirt worden war, aber sich immer wieder aufgerafft hatte, konnte den Strapazen des Feldzugs nicht länger Widerstand leisten. Der böse Typhus packte ihn mit eisernen Krallen, während er mit wenig Kameraden in einem feindlichen Dorfe lag. Als die andern weiter marschirten, blieb er allein zurück und die Dörfler waren menschlich genug, sich des Hilfslosen zu erbarmen. Viele Wochen hielt ihn ein schweres Fieber umfange, er schwobte zwischen Leben und Tod, und der Arzt schüttelte immer bedenklicher den Kopf. Aber die Jugend wurde schließlich doch Herr über die Krankheit und der Sensenmann mußte knurrend von dannen ziehen. Doch es dauerte lange Zeit, bis er sich soweit erholt hatte, daß er an die Heimreise denken konnte. Längst war der Frieden geschlossen und der Name unseres Helden stand in der Liste der Vermissten. Sein junges Weib, die schöne Magdalena, harrete bei der Rückkehr der Truppen mit Sehnsucht ihres Gatten, denn sie war ein rechtschaffenes Weib und hatte ihn aufrichtig

lieb. Als er nun nicht kam, da zerraupte sie zwar nicht „ihr Nabenhaar und warf sich auf die Erde mit wütiger Geberde“, wie Bürgers Leonore, aber sie beweinte seinen Verlust bitterlich. Der Hoffnungsschimmer, der Vermählte werde eines Tages wiederkehren, erblähte mehr und mehr und verlösch endlich gänzlich, als der junge Nachbar sich bei der vermeintlichen Witwe manchmal einfand, um — sie zu trösten. Homers Odyssee kannte sie leider nicht, um der treuen Penelopeia nachzueifern, welche zwanzig Jahre lang alle Freier abwies und auf die Heimkehr ihres Odysseus harrete. Dazu hatte sie offen gestanden auch gar kein Genie; ihr hätte Mephistos Rat viel eher eingeleuchtet: „Wär' ich nun jetzt an eurem Plaze, Betrauert' ich ihn ein züchtig Jahr, Bisirte dann unterweil' nach einem neuen Schaze.“ Und Magdalena brauchte nicht lange wirren, da sich der Nachbar von selbst einstellte und seine Besuche immer häufiger wurden. Kann man es ihr verdenken, daß sie ihn ab und zu zur Tafel zog? Was hätte es auch dem „Seligen“ genützt, wenn die blühende Witwe ihre Reize freudlos verwelfen ließ. Homer malt uns zwar seine Penelopeia zwanzig Jahre nach dem Beginn des trojanischen Kriegs noch ebenso hübsch wie vordem, aber ich kann's ihm nicht recht glauben; überhaupt darf man es bei den Alten mit der Chronologie nicht genau nehmen, sonst müßten wir uns auch die holdselige Iphigenie auf Tauris als alte Jungfer vorstellen. Item, die Pseudowitwe und ihr junger Nachbar lebten bereits auf sehr vertraulichem Fuße, und während sie eines Mittags in schönster Gemüthlichkeit den Beweis lieferten, daß auch die Liebe nicht von Lust lebt, da — geht die Türe auf und wie ein deus ex machina taucht der Vermählte vor den entsetzt starrenden Augen des Paars auf, nicht als schemenhaftes Gespenst, sondern in leibhaftiger Lebendigkeit. Eine freudige Ueberraschung mochte diese Erscheinung bei keinem der drei Beteiligten hervorgebracht haben. Hoffen wir, daß der Heimgekehrte die Sache nicht allzu tragisch nimmt und sich schließlich alles in Wohlgefallen auslöst. Jedenfalls kann er sich damit trösten, daß er glimpflicher weglam, als Seine Majestät Agamemnon, der als Sieger von Troja heimkehrte und von seiner Gattin Klytämnestra und ihrem Interim-Schaz Aegistheus meuchlings im Bade in den Hades befördert wurde. St.

**Der große Strahnelevator in Stockholm.** (S. 565.) Ein Eisenbahnzug, der mit Bindeseile auf der Ebene dahinsauft, ist für den Bewohner zivilisierter Länder nichts Merkwürdiges mehr. Eine Eisenbahn aber, die ihre Passagiere senkrecht in die Höhe führt, als ob sie geraden Wegs in den Himmel fahren wollte, werden unsere Leser schwerlich jemals gesehen haben und sie werden auch kaum glauben, daß eine solche möglich ist. Es ist indes, beiläufig bemerkt, ratsam, derartige Möglichkeiten nicht so rasch und entschieden abzuweisen. Unser Zeitalter der Erfindungen hat Dinge möglich gemacht, welche in alten Zeiten, wenn sie jemand für möglich erklärt hätte, diesem zeitlebens eine Unterfunst im Narrenhaus gesichert hätten. Und wenn einmal die soziale Erfindungsraft sich ebenso wird betätigen können wie die technische, wird sie sicherlich ebenfalls Dinge möglich machen, welche heutzutage von dummpfiffigen Waschweibern in Männerhosen als utopistisch verlacht werden. — Daß es nun in der Tat eine solche vertikal aufsteigende Eisenbahn gibt, zeigt dem geschätzten Leser unser Bild. Eine Eisenbahn in gewöhnlichem Sinne ist es allerdings nicht, und wer schon in großen Hotels mittels eines Aufzugs, welche das mühsame Treppensteigen erspart, mit der Schnelligkeit des Blitzes vom Erdgeschoß in das oberste Stockwerk aufgefahren ist, der kann sich von der Eisenbahn unseres Bildes eine lebhaftere Vorstellung machen. Kommt aber der eine oder andere unserer Leser nach Stockholm, so veräume er nicht, das merkwürdige Werk in Augenschein zu nehmen und es zu benützen. Denn nicht nur die Fahrt selbst, sondern auch das Ziel der Fahrt ist hochinteressant. In der mit der eigentlichen Stadt durch Brücken verbundenen Südvorstadt Södermalm ist auf einer ziemlich steilen Felsklippe der Stadtteil Mosabade (Mosaberg) erbaut, so genannt von der entzündenden Fernsicht, die sich hier (wie dem greisen Moses auf dem Berg Nebo) über die Hauptstadt und ihre fels-, wald- und feurreiche Umgebung öffnet. Ein in seltener Schönheit und Großartigkeit angelegter Garten macht den Stadtteil zum beliebten Bergnützungsort der Stockholmer. Bis zum Jahre 1883 durfte, wer die Freuden dieses Paradieses genießen wollte, die Anstrengung und den Schweiß des mühevollen Aufsteigens nicht scheuen. 1881 unternahm der Kapitän Anut Lindmark die Herstellung eines entsprechenden Kommunikationsmittels, das auch finanziell zu prosperieren versprach und bereits am 19. März d. J. konnte die von ihm konstruierte und unter seiner Leitung ausgeführte Brücke mit Elevator, welche den Transport von Personen in vertikaler Richtung ermöglicht, dem öffentlichen Verkehr übergeben werden. Das eigentümliche Hebewerk, von den Schweden „Hissen“ genannt, ist aus schmiedeeisernen Stäben hergestellt. Als Haupttheil des Baues, der bei aller Festigkeit den Eindruck der Leichtigkeit, sogar der Eleganz macht, treten die horizontale Laufbrücke und die vier Pfeiler hervor, welche die Laufbrücke tragen. Innerhalb des vordersten Pfeilers, der die respectable Höhe von 35 Meter hat, bewegen sich zwei zimmerartig eingerichtete Behälter abwechselnd auf und nieder, deren jeder 15 Personen aufnehmen kann. Das Heben und Senken dieser Behälter erfolgt mittels eines mächtigen Windwerks, das durch eine Dampfmaschine und eine mit ihr verbundene hydraulische Presse mit einer Geschwindigkeit von einem Meter in der Sekunde in Bewegung gesetzt wird, so daß die Auf- wie die Abfahrt kaum mehr als eine halbe Minute erfordert. Der

untere Teil des Hauptpfeilers ist von einem Stationsgebäude umgeben, das die Wohnungen für Kondukteur und Maschinisten enthält. In luftiger Höhe, oberhalb des Pfeilers, ist ein Restaurant angelegt, von dessen zwei übereinander befindlichen Balkonen man die herrlichste Aussicht genießt, ungestört von irgend welchem Vordergrund. Bis jetzt wurden täglich durchschnittlich 3000 Personen auf- und ebensoviel abwärts befördert. Das Fahrgeld aufwärts beträgt 5, abwärts 3 Der (8 Der = 9 Pfennige). St.

**Arbeitsnachweis in Berlin.** (S. 569.) Wer gegen Abend durch die Zimmerstraße in Berlin geht, wird immer um dieselbe Zeit vor demselben Hause eine Menschenmenge angesammelt finden. Man weiß gleich, wer die Leute sind, es sind Arbeiter und Arbeiterinnen, die Beschäftigung suchen. Sie warten alle auf das „Berliner Intelligenzblatt“, das bekanntlich ein reines Inseratenblatt ist und den größten „Arbeitsmarkt“ enthält. Endlich kommen sie, die erschutten, noch druckendsten Blätter; man reißt sie den Verkäufern förmlich aus der Hand. Einzelne sind schon nicht mehr im Besitze der paar Pfennige, die ein Exemplar des Blattes kostet; sie bitten die anderen, das Blatt auch lesen zu dürfen. Wenn ihnen dies gestattet wird, rennen die glücklicheren Kollegen, die noch fünf Pfennige beisehen haben, längst davon, um ihnen in den Geschäften, wo Arbeiter gesucht werden, zuvorzukommen.

Ja, mit der Not wird noch ein tüchtig Geschäft gemacht. Hunderte von „Budikern“ in den Destillationen („Destillen“ sagt der berliner Volkswitz im Anklang an „Bastille“), den Mehl- und Vorloft-Handlungen und sonstigen Lokalen haben Zettel an die Fenster ihrer Keller geklebt, auf denen geschrieben steht: „Für fünf Pfennige kann das „Intelligenzblatt“ gelesen werden.“ Das ist in den meisten Fällen für den Arbeitslosen ganz wertlos. Wer nach den Arbeitsangeboten im „Intelligenzblatt“ gehen will, der muß laufen, sowie das Blatt erschienen ist, sonst kommen ihm zehn andere zuvor. Aber Tausende, die zugereist sind und diese Dinge nicht kennen, opfern ihre letzten fünf Pfennige und werfen dann einen Blick voll trauriger Enttäuschung auf das Blatt. Da reut es sie, für die fünf Pfennige nicht eine Schrippe gekauft zu haben.

Der behäbige Bürger, dessen Blick am Stammtisch von der „kühlen Blonde“ abends ganz gleichgültig über die einfürmigen kleinen ein- und zweizeiligen Anzeigen im „Intelligenzblatt“ hinweggleitet, wo die angebotenen Arbeitskräfte und die Nachfragen nach solchen entfallen sind — er ahnt nicht, wie jeden Abend Hunderte, Tausende von Männer-, Frauen- und Mädchenaugen voll sieberhafter Erregung auf diese kalten und öden Zeilen gerichtet sind. Welche Hoffnungen, welche Enttäuschungen! Für den armen Arbeitslosen ist solch ein kleines Inserat oft ein strahlender Stern in dunkler Nacht. Aber was weiß der Philister hiervon! Da sind die Tagesneuigkeiten ja viel interessanter.

Arbeitsnachweiskureauz gibt es in Berlin in großer Menge. Unser Bild zeigt ein solches Nachweiskureauz, das ein Privatunternehmen ist; es ist eine einfache Agentur. Wer hier Arbeit nachgewiesen erhalten will, zahlt zwanzig Pfennige und wird in die Liste eingetragen; die zwanzig Pfennige erhält er nicht wieder, auch wenn ihm keine Arbeit nachgewiesen wird. Also auch eine Spekulation auf die Not der Arbeitslosen! Der Beamte liest die eingegangenen Gesuche vor; er zeigt an, in welchen Branchen Arbeit vorhanden ist und die Adressen werden nach der Reihe immer denen übergeben, die am längsten eingesehnet sind.

Man rühmt diese Arbeitsnachweiskureauz oft, weil man die Sache nicht kennt. Vor allen Dingen sind diejenigen Arbeitsnachweiskureauz zu rühmen, welche die Fachvereine der Arbeiter selbst errichtet haben und von denen die Arbeit unentgeltlich nachgewiesen wird. In allen Wirtschaften, wo Arbeiter verkehren, besteht die schöne und brüderliche Einrichtung, daß gedruckte Plakate angeschlagen sind, auf denen angezeigt ist, wo sich der unentgeltliche Arbeitsnachweis für Schuhmacher, Schneider, Tischler, Sattler, Zigarenarbeiter u. s. w. befindet. Die Arbeiter haben damit gezeigt, wie sehr sich der Gemeininn bei ihnen entwickelt hat. Wenn nur die Arbeitgeber diese Bureauz genügend berücksichtigten, so würden die Agenturen sammt dem „Intelligenzblatt“ für die Arbeitssuchenden bald überflüssig werden.

Wir behalten uns vor, gelegentlich einmal zu beleuchten, wie der Arbeitsnachweis seitens der Behörden in den kleineren Städten gehandhabt wird. W. B.

**Thebanisches Mädchen.** (S. 573.) Ein Schönheit in gar leichter Kleidung, die sich aber durch den heißen Himmel Griechenlands entschuldigen läßt. Obnehin handelt das Mädchen mit Früchten und man weiß nicht, ob der Platz, wo sie sich den ganzen Tag aufhalten muß, auch schattig genug ist. Sie sieht schläfrig und träumerisch vor sich hin; an was sie wohl denkt? An ihren Liebsten? Wir wissen es nicht. An was denkt sie vielleicht sonst? Vielleicht an gar nichts. Daß sie an die große Vergangenheit ihrer Vaterstadt denkt, ist kaum anzunehmen; sie wird kaum etwas wissen von Epaminondas und Pelopidas und wofür sie gestritten; sicherlich hat sie auch noch nichts gehört von der „heiligen Schaar“ der Thebaner, die in der großen Schlacht von Chäronea vernichtet worden ist. Sie weiß auch nicht, daß die ersten Ansiedler in Theben resp. Böotien der Sage nach aus den Drachenzähnen, die Kadmos säete, entstanden sind. Vielleicht weiß sie auch nichts von der Sphinx und von Oedipus, der seine Mutter heiratete, und sogar nichts von dem berühmten Seher Tiresias, der von den Göttern erst

in ein Weib, dann wieder in einen Mann verwandelt wurde und in beiden Gestalten verheiratet war. Sie weiß überhaupt nichts von der großen Vergangenheit ihrer Vaterstadt, sie ist eine Böttlerin, von denen uns überliefert worden, daß sie grob, plump, bäurisch, hinterlistig und träge gewesen sind und sehr große Füße hatten. Nur bei den Buechmannen legten sie ihre große Trägheit ab. Aber sind wir berechtigt, der Schönen auf unserem Bilde solche Vorwürfe zu machen? Wir tun dem armen Kinde sicher Unrecht. Wichtiger als der Kadmeische Drache und die Sphinx, wichtiger als Oedipus und Tiresias, als Epaminondas und Pelopidas und als der unsterbliche thebanische Sänger Pindar ist es für sie, wenn sie ihre Früchte los wird. Denn sie muß doch leben und hat vielleicht auch noch ein Kind daheim. Ein Glück, daß sie für ihre Toilette nicht viel auszugeben braucht! Aber heute hat ihr noch niemand etwas abgekauft, und wenn sie das verstimmt, so kann ihr das niemand verdenken. A. T.

## Literarische Umschau.

**Das Wissen der Gegenwart.** Deutsche Universalbibliothek für Gebildete. Verlag von G. Freytag in Leipzig und von J. Trespky in Prag.

Das unter dem stolzen Namen „Das Wissen der Gegenwart“ ins Leben getretene, großartig angelegte Unternehmen war bestimmt, Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft in anziehender gemeinverständlicher Form von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz zu bringen und dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu geben. Es ist dieser hohen Aufgabe bislang nach Möglichkeit gerecht worden: die in kurzen Zwischenräumen erscheinenden, elegant ausgestatteten und solid in Leinwand gebundenen Bände schließen auf 15–20 Bogen ihres reich illustrierten Textes einen bestimmt abgegrenzten Teil eines Gebietes des menschlichen Wissens ein, in dem heimisch zu werden jedermann ein lebhaftes Interesse empfinden sollte. Es ist den Verlegern hoch anzuzurechnen, daß sie den Preis der einzelnen Bände — eine Mark — so billig gestellt haben, daß ihre Universalbibliothek auch den Minderbesitzenden zugänglich ist und daß selbst der Ärmste sich durch Ankauf eines oder des andern Bandes über Wissensgegenstände, welche ihm vornehmlich wichtig sind, Aufklärung verschaffen kann. —

Im VI., VIII., XI. und XIII. Bande ist das Werk des Dr. Karl Emil Jung über den „Weltteil Australien“ abgeschlossen. Der VI. beschreibt den Australkontinent und seine Bewohner, der VIII. und XI. 1. die Kolonien des Australkontinents und Tasmanien, 2. Melanesien und Polynesien; der XIII. Band fährt mit der Beschreibung von Polynesien fort und fügt die von Neuzeeland und Mikronesien hinzu. Eingehender und angenehmer, als es durch dieses Werk geschieht, kann man über den fraglichen Gegenstand sicher nicht belehrt werden.

**Parisiemen.** Alphabetisch geordnete Sammlung von eigenartigen Ausdrucksweisen des pariser Argot. Ein Supplement zu allen französisch-deutschen Wörterbüchern. Von Prof. Dr. Césaire Villatte. Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). (Preis Mk. 4, geb. Mk. 4,60.)

Die durch ihre erfolgreichen Bemühungen um die Verbreitung der Kenntnis moderner Sprachen seit Jahrzehnten rühmlichst bekannte Verlagsbuchhandlung hat mit diesem Buche ein in der Tat wichtiges Ergänzungswerk zu allen französisch-deutschen Wörterbüchern geschaffen; denn man spricht in der Hauptstadt von Frankreich, welche ihren hohen Rang als eine der vornehmsten Weltstädte voraussichtlich noch lange bewahren wird, nicht französisch schlechtweg, sondern parisisch-französisch, und auch das nicht ohne unzählige Verschiedenheiten, je nach Rang und Stand, nach Amt oder Gewerbe, nach Bildung und Moral der Sprechenden. Die Summe dieser Verschiedenheiten bildet das Argot, und dieses hat sich auch der Zeitungen und des Theaters, ja selbst der Novellen- und Romanliteratur jener vielverbreiteten naturalistischen Schule bemächtigt, wie sie mit Notwendigkeit hervorgehen mußte aus der Verkehrtheit der Pariser großen Welt — des abschreckenden Produktes der Vermählung einer nur dem Mammon huldigenden, räuberischen Plutokratie mit dem frivolsten Militarökazismus der Weltgeschichte, zumal der Mangel an Geistes- und Charakterbildung, sowohl bei dem Volke als bei den fälschlich sogenannten Gebildeten für solche Häufnisprodukte einen nur zu günstigen Boden schuf. Wer Paris und die Pariser, ihre Literatur und ihr Leben bis in deren tiefste

Abgründe hinein kennen lernen will, muß sich ernstlich um das Argot kümmern, und ihn dieses kennen zu lernen ist das vorliegende Buch der trefflichste Führer und Auskunftgeber.

**Von Deutschland durch die Centralalpen zur Gotthardbahn, den italienischen Seen und den Haupttrouten von Oberitalien.** Ein Reisehandbuch mit allen Eintrittsrouten für den Vierwaldstättersee und die Gotthardbahn, nach dem Tessin, den Seen, Mailand, Turin, Genua und Benedig. Von W. A. v. Berlepsch. Dritte verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. Mit ca. 45 Karten, Plänen und Originalansichten. Besorgt von W. A. v. Berlepsch. München, Expedition von Berlepsch Reisehandbüchern. (Preis 5 Mk.)

Auf etwa 300 Seiten bietet das ausgezeichnet ausgestattete Buch eine ungewöhnliche Fülle des Wissenswerten und Interessanten für den Reisenden. Ein Verdienst hat sich der Herausgeber auch mit der Einleitung erworben, welche die Geschichte der Gründung der Gotthardbahn kurz, anziehend und treffend skizziert. Von besonderem Wert für den Reisenden und die Orientierung wesentlich erleichternd sind die Originalansichten in Lichtdruck, welche die seit langem rühmlichst bekannten Berlepschs Reisebücher vor andern ähnlichen Unternehmungen auszeichnen.

**Der Gotthardführer.** Ein Reisehandbuch für den Vierwaldstättersee und die einschlägigen Seitentouren, für die Gotthardbahn und die oberitalienischen Seen. Dritte verbesserte Auflage, besorgt von S. E. v. Berlepsch. München, Expedition von Berlepsch Reisebüchern. Preis Mk. 1.20.

Dieses nahezu 10 Bogen starke, fest kartonnirte Büchlein ist eine kleinere Ausgabe des ebenerwähnten Werkes und als Reiseführer so gut und ausreichend, als es bei so außerordentlich wohlfeilem Preise überhaupt nur möglich ist.

## Wisi in der Schenke.

(Illustration S. 577.)

Wie erquickt ein frischer Schluck  
Uns Magen, Gaum und Lunge!  
Doch mehr erquickt ein Bursche schmuck,  
Ein lieber, frischer Junge.

So denkt die Wisi und mit Bier  
Hörst sie auf S e y p's Kassen.  
Doch es verfliegt vom braunen Bier  
Der weiße Schaum indessen.

Der Schaum zerfließt, der Schaum zerirrt,  
Wie unsre Jugendträume,  
Und schal wird's, wo zeronnen sind  
Die Träume wie die Schäume. —

Zwei Göttern dient man nicht zumal,  
Das laß dir, Wisi, sagen;  
Es bleibt dem Menschen nur die Wahl  
Wohl zwischen Herz und Magen.

Das Lieben unverwehrt dir sei,  
Nicht brauchst du dich geniren;  
Doch gehst du holen Leistenbräu,  
Sollst du nicht kassiren.

St. —

## Rätsel.

Mit Freuden wird man mich zuweilen wohl begrüßen.  
Räumt mir am eigenen Leib ein süßes Plätzchen ein,  
Hart sorgend, daß ich wohl erhalten bleibe.  
Doch öfter — immer — tritt man mich mit Füßen,  
So Mann wie Weib, so Groß wie Klein;  
Obgleich den Edelmut so weit ich treibe,  
Dabei stets ich nütze just in diesem Falle.  
Dabei ist sicher, daß die Menschen alle,  
Wenn sie mich gut behandeln,  
Nur so aus schöner Selbstsucht handeln.

S. N.

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fort.) — Aus dem Leben fremder Völker. Ethnographische Skizze von Ewald Paul. — Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheitsprozesse. Von E. Klebs in Zürich. — Ein deutsches Geisler. — Ein schnurrig Stück Menschenleben. Humor. Erzählung von Hans Eardt. — Die asiatische Cholera und ihre europäischen Verwandten. Von Bruno von Dr. Albert Lindner. — Unsere Illustrationen: Der heimkehrende Soldat. (Fort.) — Die blaue Blume. Eine Sommernachtsphantase in Berlin. — Mädchen aus Theben. — Wisi in der Schenke. — Literarische Umschau: Das Wissen der Gegenwart — Parisiemen. — Der Gotthardführer. — Rätsel. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft. — Pariser Medizinalpolizei des Mittelalters. — Mannichstiges. — Humoristisches.